

Prof. Dr. Nicolas Pethes

Memoria. Rhetorisches Gedächtnis und literarische Erinnerung

Materialband

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

M 1 – Walter J. Ong: Das Schreiben konstruiert das Denken neu	2
M 2 – Karl-Heinz Göttert: Stilistik	21
M 3 – Cicero: Vom Redner (Auszug)	36
M 4 – Stefan Goldmann: Statt Totenklage Gedächtnis	38
M 5 – Frances A. Yates: Gedächtnis in der Renaissance	51
M 6 – Jean-Philippe Antoine: Ars memoriae – Rhetorik der Figuren	65
M 7 – Nicolas Pethes: Die Geburt der Mnemotechnik aus dem Zusammenbruch der Architektur	76
M 8 – Aleida Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung	85
M 9 – Renate Lachmann: Die Unlösbarkeit der Zeichen	97
M 10 – Anselm Haverkamp: Die Gerechtigkeit der Texte	113
M 11 – Georg Christoph Tholen: Anamnesen des Undarstellbaren	119
M 12 – Walter Benjamin: Erfahrung und Armut	127
M 13 – Walter Benjamin: Zum Bilde Prousts	131
M 14 – Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte	139
M 15 – W.G. Sebald: Ein Versuch der Restitution	146

IV. Das Schreiben konstruiert das Denken neu

Die neue Welt des autonomen Diskurses

Ein tieferes Verständnis der alten oder primären Oralität ermöglicht uns auch ein besseres Verständnis der neuen Welt der Schrift. Was ist sie, was sind eigentlich literalisierte Menschen? Es sind Wesen, deren Denkprozesse den einfachen Naturprozessen nicht urwüchsig, sondern in einer von der Technologie des Schreibens geprägten Weise entspringen. Ohne die Schrift könnte das literalisierte Bewusstsein nicht so denken, wie es denkt, nicht nur dann, wenn es sich mit dem Schreiben beschäftigt, sondern auch, wenn es seine Gedanken in oraler Weise ausdrückt. Mehr als jede andere Erfindung hat das Schreiben das menschliche Bewußtsein verändert.

Das Schreiben ermöglicht das, was man „kontext-freie“ Sprache (Hirsch 1977, S. 21–23, 26) oder „autonomen“ Diskurs (Olson 1980 a) nannte, einen Diskurs also, der nicht wie die orale Rede befragt oder angefochten werden kann, weil er sich nämlich von seinem Autor unabhängig gemacht hat.

Orale Kulturen kennen eine Art autonomen Diskurses in Form fester ritualisierter Formeln (Olson 1980 a, S. 187–194; Chafe 1982), auch in Form prophetischer Sprichwörter und Prophezeiungen, denen der Sprechende lediglich das Medium ist. Das Delphische Orakel war für die Prophezeiungen nicht verantwortlich, denn sie galten als die Stimme des Gottes. Die Schrift und mehr noch das Gedruckte besitzen etwas von dieser prophetischen Qualität. Wie das Orakel oder der Prophet entfernt das Buch eine Äußerung von der Quelle, die in Wahrheit das Buch ‚sagte‘, vielmehr schrieb. Wenn man zur Quelle, zum Autor vordringen könnte, könnte man jemanden belangen, allein, wo in einem Buch befindet sich der Autor? Man kann einen Text nicht unmittelbar zur Verantwortung ziehen. Nach totaler und vernichtender Kritik bleibt er doch stets der alte. Dies ist ein Grund dafür, daß der Ausdruck „es steht geschrieben“ gewöhnlich wie der Ausdruck „es ist wahr“ verstanden wird. Es ist auch ein Grund dafür, daß Bücher verbrannt worden sind. Wenn ein Text etwas behauptet, das der Meinung der ganzen Welt zuwiderläuft, dann tut er das, solange er als Text existiert. Texte sind per se widerspenstig.

Walter J. Ong: *Oralität und Literalität*.

Die Technologisierung des Wortes,

Opladen 1987

Plato, das Schreiben und die Computer

Es wird die meisten Menschen sehr verwundern, daß die gleichen Einwände, die heute gewöhnlich gegen Computer vorgebracht werden, von Plato im *Phaidros* und im *Siebten Brief* gegen das Schreiben angeführt wurden. Schreiben, dies läßt Plato Sokrates im *Phaidros* sagen, ist unmenschlich, weil es so tut, als könne man außerhalb des Denkens etablieren, was in Wahrheit nur innerhalb der Denkprozesse stattfinden kann. Es ist ein Ding, ein hergestelltes Etwas. Dies wird natürlich auch über Computer gesagt. Zweitens behauptet Plato Sokrates, die Schrift zerstöre das Gedächtnis, man werde vergeblich, indem man sich auf Außerliches anstatt auf innere Kräfte verlasse. Das Schreiben schwäche das Denken. Heute befürchten nicht nur Eltern, daß Taschenrechner eine dem Menschen äußerliche Quelle für das sein könnten, was besser aus auswendiggelehrten Multiplikationstafeln zu stammen habe. Rechner schwächen das Denken, nähmen ihm die Arbeit ab, aus der es seine Kraft beziehe. Drittens kann man einen geschriebenen Text grundsätzlich nicht befragen. Wenn man eine Person bittet, ihre oder seine Äußerung zu erklären, kann man diese Erklärung erhalten; befragt man hingegen einen Text, bekommt man nur die oftmals törichten Wörter zu sehen, die bereits Anlaß für die Frage waren. Die aktuelle Kritik der Computertechnik trägt die gleichen Einwände vor: „Blödsinn rein, Blödsinn raus.“ Viertens wendet Plato Sokrates, indem er auf der kriegerischen Mentalität oraler Kulturen beharrt, gegen das geschriebene Wort ein, es könne sich nicht wie das natürliche gesprochene Wort zur Wehr setzen: Das wirkliche Reden und Denken existiere stets und wesentlich in einem interpersonellen Kontext; Schreiben sei passiv, äußerlich, in einer irrationalen, unnatürlichen Welt angesiedelt. Dies gilt auch für Computer.

A fortiori ist auch das Drucken durch diese Einwände zu treffen. Diejenigen, die sich über Platos Ausführungen wundern, werden sich noch mehr darüber wundern, daß auch die Erfindung des Druckens ähnliche Befürchtungen hervorrief. Hieronimo Squarciafico, der den Druck der lateinischen Klassiker beförderte, meinte 1477, daß „das Überangebot an Büchern die Menschen weniger gelehrt machen könnte“ (nach Lowry 1979, S. 29–32): Es zerstöre das Gedächtnis und schwäche den Geist, indem es ihm die Arbeit abnehme (wie der Taschenrechner!), mit Hilfe des Nachschlagewerkes degradiere es den weisen Mann und die weise Frau. Natürlich betrachteten andere das Drucken als große Chance. Jeder werde eine weise Frau oder ein weiser Mann (Lowry 1979, S. 31–32).

Platos Position hatte eine Schwäche: Um seinen Einwänden Wirkung zu verschaffen, mußte er sie schriftlich formulieren. Um die Einwände gegen das Drucken zu verbreiten, mußten die Kritiker ihre Meinungen drucken lassen. Die Schwäche der Computerkritik besteht darin, daß ihre Verfasser

sie in Artikeln formulieren, die wiederum mit Hilfe von Computermitteln ausgedruckt werden. Die Schrift, der Druck, die Computertechnologie – das sind Meilensteine der Technologisierungsgeschichte des Wortes. Ist erst das Wort technologisiert, gibt es keinen effektiven Weg, dies zu kritisieren, es sei denn mit Hilfe fortgeschrittenster technischer Errungenschaften. Darüber hinaus wird die neue Technologie nicht nur dazu benutzt, die Kritik zu befördern, sie erzeugt vielmehr erst die Kritik. Platos philosophisch-analytisches Denken, einschließlich seiner Kritik des Schreibens, wurde, wie wir sahen (Havelock 1963), durch Auswirkungen des Schreibens auf die mentalen Prozesse erst ermöglicht.

In der Tat war, wie schon Havelock (1963) dies zeigte, Platos ganze Epistemologie unwissentlich eine programmatische Zurückweisung der alten oralen, mobilen, warmen und mitmenschlichen Welt der oralen Kultur (die von den aus Platos Staat gewiesenen Poeten repräsentiert wurde.) Der Terminus *idea*, die Form, bezieht sich auf Visuelles. Er entstammt derselben Wurzel wie das lateinische *video*, sehen, und wie Vision oder Videorekorder. Die platonische Form wurde in Analogie zur sichtbaren Form gewonnen. Die platonischen Ideen sind stimmlos, immobil, kühl, nicht interaktiv, sondern isoliert, nicht Teil des menschlichen Lebens, sondern vollkommen jenseits von ihm. Plato selbst war sich natürlich der psychischen Kräfte nicht bewußt, die in seinem Unbewußten arbeiteten und die die beschriebene Reaktion oder Überreaktion einer literalisierten Person gegenüber residualer Oralität hervorriefen.

Solche Überlegungen ermuntern uns, über die Paradoxien nachzudenken, welche im Verhältnis zwischen originär gesprochenem Wort und allen seinen technologischen Transformationen zu finden sind. Der Grund für die qualitären Veränderungen ist offenbar in der unerbittlichen Reflexivität des Denkens zu suchen, das selbst die äußeren Hilfsmittel, mit deren Hilfe es seine Arbeiten ins Werk setzt, „internalisiert“, das heißt zu Teilen des eigenen Reflexionsprozesses macht.

Eine der aufregendsten dem Schreiben inhärenten Paradoxien ist seine enge Verwandtschaft mit dem Tod. Diese Assoziation verbirgt sich auch in Platos Vorwurf, die Schrift sei inhuman, verdinglicht, sie ersetze die Kraft der Erinnerung. Sie ist auch in zahllosen anderen Ausführungen über das Schreiben (und/oder das Drucken) unübersehbar. Man kann sie in Zitatenlexika verfolgen, angefangen vom 2. Korintherbrief (3,6), „der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“, und Horaz' Bemerkung über seine drei Odenbücher, „Ich habe ein Denkmal errichtet, dauerhafter als Erz“ (Oden III, 30, 1), womit er seinen eigenen Tod vorhersagt, bis hin zu Henry Vaughans Beteuerung gegenüber Sir Thomas Bodley, daß in dessen Bibliothek in Oxford „jedes Buch ein Epitaph für ihn“ sei. In *Pippa Passes* weist Robert Browning auf den immer noch weit verbreiteten Brauch hin, frische Blumen

zwischen die Seiten eines Buches zu legen: „verwelkte gelbe Blüten/zwischen Seite und Seite“. Die tote Blume, die einst lebendige, ist das psychische Äquivalent des verbalen Textes. Paradox ist die Tatsache, daß gerade die Abgestorbenheit des Textes, seine Entfernung von der lebendigen Welt, seine strenge Beschränkung auf das Sehen es sind, die seine Fortdauer sowie die Möglichkeit seiner Wiederbelebung innerhalb eines grenzenlosen Kontextes im Leben unendlich vieler Leser garantieren (Ong 1977, S. 230–271).

Das Schreiben ist eine Technologie

Plato hielt das Schreiben für eine äußerliche, fremde Technologie. Viele Leute denken heute ähnlich über die Computertechnologie. Wir haben das Schreiben heute derartig tief verinnerlicht und zum Teil unseres Wesens gemacht, wie dies zu Platons Zeiten noch undenkbar war (Havelock 1963). Deswegen fällt es uns schwer, das Schreiben in der Weise als Technologie zu begreifen, in der wir gewöhnlich das Drucken sowie die Computertechnik als Technologie auffassen. Schreiben (und besonders das alphabetische) ist jedoch eine Technologie, die den Gebrauch von Werkzeugen und anderer Ausrüstung voraussetzt: Man braucht Bleistifte, Pinsel, Feder, es bedarf sorgfältig präparierter Oberflächen wie des Papiers, der Tierhäute, der Holzstücke, man braucht Tinte und Farben und vieles mehr. Clanchy (1979, S. 88–115) erläutert diese Frage recht umständlich in ihrem mittelalterlichen Kontext. Er nennt das Kapitel „Die Technologie des Schreibens“. Das Schreiben ist in gewissem Sinn die drastischste der drei Technologien. Es begann, was das Drucken und die Computer nur fortsetzten, nämlich die Reduktion des dynamischen Klanges zum unbewegten Raum, auch die Abtrennung des Wortes vom Lebenszusammenhang, in dem allein gesprochene Wörter existieren können.

Im Gegensatz zur natürlichen, oralen Rede ist das Schreiben vollkommen künstlich. Man kann nicht ‚natürlich‘ schreiben. Die orale Rede ist in dem Sinn natürlich für den Menschen, daß jeder Mensch in jeder Kultur, sofern er nicht körperlich oder geistig behindert ist, sprechen lernt. Das Sprechen erschafft das bewußte Leben, ins Bewußtsein steigt es aus der Tiefe des Unbewußten, obgleich dies natürlich mit bewußter und unbewußter Unterstützung der Gesellschaft geschieht. Grammatische Regeln leben in dem Sinn im Unbewußten, daß man sie benutzen kann, ja neue Regeln bilden kann, ohne in der Lage zu sein, sie genau zu benennen.

Das Schreiben oder die Schrift unterscheiden sich stets von der Rede, weil sie nicht notwendig dem Unbewußten entstiegen. Der Prozeß, der Sprache in Schrift verwandelt, wird beherrscht von bewußt ersonnenen, benennbaren Regeln: Zum Beispiel steht ein bestimmtes Piktogramm für

ein bestimmtes Wort, oder *a* repräsentiert ein bestimmtes Phonem, *b* ein anderes usw. (Es soll hierdurch nicht geleugnet werden, daß die Schreibersituation, die vom Schreiben erzeugt wird, sehr wohl unbewußte Prozesse freisetzt, die den Akt des Schreibens begleiten, hat man erst einmal die genauen Regeln erlernt. Doch hierzu später mehr.)

Wenn ich sage, Schreiben sei künstlich, will ich es dadurch nicht abwerten, sondern loben. Genau wie andere künstliche Schöpfungen, ja mehr noch als alle anderen, ist es unschätzbar wertvoll und von wesentlicher Bedeutung für die Realisierung des ganzen humanen Potentials. Technologien bieten nicht nur äußerliche Hilfe, sondern sie haben auch eine innere Komponente, sie sind innerliche Bewußtseinsentwicklungen, und sie sind es besonders dann, wenn sie sich auf das Wort auswirken. Solche Entwicklungen können aufregend sein. Das Schreiben steigert die Bewußtheit. Entfernung vom natürlichen Milieu kann uns nützen, sie ist in vieler Hinsicht unabdingbar für das menschliche Leben. Um zu leben, um voll zu verstehen, benötigten wir nicht nur Nähe, sondern auch Entfernung. Schreiben schafft diese Entfernung, dient so, wie nichts anderes, dem Bewußtsein.

Technologien sind künstlich, aber — paradox genug — Künstlichkeit ist dem Menschen wesentlich. Sorgfältig intertortisierte Technologie degradiert das menschliche Leben nicht etwa, sondern erhöht es im Gegenteil. Das moderne Orchester zum Beispiel ist das Ergebnis hoher Technologie. Die Violine ist ein Instrument, gewissermaßen ein Werkzeug. Eine Orgel ist eine riesige Maschine, mit Kraftquellen — Pumpen, Blasebälgen, Generatoren — alles dem Spieler vollkommen äußerliche Dinge. Beethovens Partitur zu seiner 5. Sinfonie besteht aus sehr sorgfältigen Anweisungen für hochspezialisierte Techniker, in denen er genau vorschreibt, wie die Werkzeuge zu benutzen sind. *Legato*: Nimm die Finger nicht von der Taste, che du die nächste angeschlagen hast. *Staccato*: Schlag die Taste an und nimm sofort die Finger weg. Und so geht es weiter. Wie Musikwissenschaftler wohl wissen, ist es zwecklos, eine elektronische Komposition wie etwa Morton Subotniks *The Wild Bull* aus dem Grund abzulehnen, daß die Klänge von mechanischen Vorrichtungen produziert werden. Was glaubt man, woher der Klang der Orgel kommt? Oder der Klang der Violine oder sogar der Pfeife? Tatsache ist, daß ein Geiger oder ein Organist, indem sie eine mechanische Vorrichtung benutzen, etwas ergreifend Menschliches ausdrücken können, was ohne diese Vorrichtung nicht ausgedrückt werden könnte. Um das zu erreichen, müssen Geiger und Organist natürlich die Technologie intertortisiert haben, müssen sie das Werkzeug oder die Maschine zu ihrer zweiten Natur verwandelt haben, zum Teil ihrer eigenen Psyche. Dies bedarf jahrelangen Studierens der Technik, wie das Instrument zum Klingen zu bringen ist. Solch eine Verinnerlichung eines Werkzeuges, solch ein Erlernen einer Technologie kann die menschliche Psyche bereichern, den menschl-

chen Geist erweitern, das innere Leben intensivieren. Das Schreiben ist mehr noch als die instrumentale Musik eine tief interiorisierte Technologie. Um aber die Schrift zu begreifen – was auch heißt, ihr Verhältnis zu ihrer Vergangenheit, der Oralität, zu begreifen –, muß stets daran erinnert werden, daß sie eine Technologie ist.

Was ist „Schreiben“, was ist die „Schrift“?

Das Schreiben, im genauen Wortsinn: die Technologie, welche die intellektuelle Aktivität des modernen Menschen geformt und befördert hat, ist menschheitsgeschichtlich gesehen eine sehr späte Entwicklung. Der *homo sapiens* existiert vielleicht seit 50 000 Jahren (Leakey und Lewin 1979, S. 141 und 168). Die erste Schrift, besser gesagt: das erste Schreiben, das wir kennen, wurde von den Sumerern in Mesopotamien erst etwa 3500 v. Chr. entwickelt (Diringer 1953; Gelb 1963).

Schon viele Jahrtausende vorher hatten die Menschen Bilder gemalt. Auch verschiedene Methoden der Aufzeichnung oder *aïdes-mémoire* waren in den jeweiligen Gesellschaften benutzt worden: ein gekerbter Stock, Reihen aus Kieselsteinen, andere gekerbte Gegenstände wie etwa das Quipu der Inkas (ein Stock mit Schnüren, an denen weitere Schnüre befestigt waren), die „Winterzahl“-Kalender der amerikanischen Indianer der Ebene usw. Aber eine Schrift ist nicht nur eine Gedächtnisstütze. Sogar wenn sie piktographisch ist, ist sie mehr als eine Aneinanderreihung von Bildern. Bilder repräsentieren Gegenstände. Das Bild eines Mannes, eines Hauses und eines Baumes sagt zunächst gar nichts. (Wenn ein genauer Kode oder ein Konventionsrahmen hinzugefügt ist, ist dies anders: Aber ein Kode ist nicht in Bildern auszudrücken, es sei denn, ein weiterer Kode würde zur Hilfe genommen. Schließlich müssen die diversen Kodes durch etwas entschlüsselt werden, das über die Bildersprache hinausreicht; es ist, in Worten oder in einem menschlichen Kontext ausgedrückt, das menschliche Verständnis.) Eine Schrift im Sinne eines echten Schreibens, als die wir sie hier verstehen, kann nicht nur aus Bildern oder Repräsentanten von Dingen bestehen, sie muß die Praxis der Sprache repräsentieren, Wörter, die jemand tatsächlich oder imaginativ ausspricht.

Natürlich kann man jedes semantische Zeichen zur Schrift zählen, das heißt jedes sichtbare oder fühlbare Zeichen, das ein Individuum als Bedeutungsträger wählt. Somit könnte schon ein einfacher Kratzer auf einem Felsen oder eine Kerbe in einem Stock, die nur derjenige interpretieren kann, der sie gehauen hat, als „Schrift“ bezeichnet werden. Wenn Schrift so verstanden wird, kann man ihr Alter wohl mit demjenigen des Sprechens vergleichen. Untersuchungen jedoch, die unter „Schrift“ jedes sichtbare oder

fühlbare bedeutungstragende Zeichen verstehen, verwechseln sie mit rein biologischen Verhalten. Wann wird aus einem Fußabdruck oder einem Depot aus Fäkalien oder Urin (viele Tierarten benutzen diese Kommunikationsform – Wilson 1975, S. 228–229) eine „Schrift“? Man trivialisiert die Bedeutung des Terminus „Schrift“, wenn er so extensiv gebraucht wird, wenn jedes semiotische Zeichen einschließt. Nicht als einfache semiotische Zeichen aufkommen, geschah der kritische und einzigartige Durchbruch des menschlichen Bewußtseins zur neuen Welt der Erkenntnis. Vielmehr bedurfte es hierfür eines kodierten Systems sichtbarer Zeichen, durch welches ein Schreibender den genauen Wortlaut festlegen konnte, den der Leser aus dem Text würde entstehen lassen. Dies ist es, was wir heute im begrifflichen exakten Sinne unter Schreiben verstehen.

Mittels des Schreibens oder der Schrift in dieser genauen Bedeutung legen die kodierten visuellen Zeichen die Wörter genau fest. Die im Klang enthaltenen komplizierten Strukturen und Referenzen können so in ihrer jeweiligen spezifischen Komplexität visuell exakt aufgezeichnet werden. Indem sie in dieser Weise aufgezeichnet sind, ermöglichen sie die Produktion noch feinerer Strukturen und Referenzen, die bei weitem das Potential oraler Vorführungen übertreffen. Schreiben in diesem gewöhnlichen Sinn war und ist die wichtigste technologische Entwicklung der Menschheit. Es ist kein bloßes Anhängsel des Sprechens. Weil es dieses aus seinem oral-auralen Zusammenhang befreit und zur neuen Welt des Schauens emporhebt, transformiert es Sprechen und Denken gleichermaßen. Kerben in Stäben und andere *aïdes-mémoire* führen zum Schreiben hin, aber sie konstruieren nicht wie das wirkliche Schreiben die Lebenswelt der Menschen neu.

Wirkliche Schriftsysteme können sich – und tun es im allgemeinen auch – aus roheren Gedächtnisstützen entwickeln. Es gibt Zwischenstufen. In einigen Codesystemen wie im System der Vai in Liberia (Scribner und Cole 1978) und bei den ägyptischen Hieroglyphen kann der Schreiber nur annähernd vorher bestimmen, was der Leser entziffern wird. Die genaueste Kontrolle liefert das Alphabet, obwohl auch dieses niemals in allen Fällen perfekt funktioniert. Viele gleichgeschriebene und gleichlautende Wörter sind mehrdeutig; oft bedarf es auch eines extra-textuellen Zusammenhangs, um den Sinn eines Wortes zu erschließen. Doch das sind Ausnahmen. Wie viele dieser Ausnahmen es gibt, hängt von der Perfektion ab, mit der das Alphabet auf eine gegebene Sprache zugeschnitten ist.

Viele Schriften, aber nur ein Alphabet

Viele Schriften haben sich überall auf der Erde unabhängig voneinander entwickelt (Diringer 1953; Diringer 1960; Gelb 1963): mesopotamische Keilschrift 3500 v. Chr. (vgl. Diringer 1962), ägyptische Hieroglyphen 3000 v. Chr. (vielleicht unter dem Einfluß der Keilschrift), minoische oder mykenische „Linear B“-Schrift 1200 v. Chr., die Indus-Schrift 3000–2400 v. Chr., chinesische Schrift 1500 v. Chr., die Maya-Schrift um das Jahr 500, die Azteken-Schrift um 1400.

Schriften haben komplexe Traditionen. Die meisten, wenn nicht alle Schriften weisen direkt oder indirekt auf eine Bilderschrift zurück, manchmal vielleicht auch auf noch elementare Stufen, auf den Gebrauch von Zeichen.

Es ist die These aufgestellt worden, daß die Keilschrift der Sumerer, die erste aller bekannten Schriften (etwa 3500 v. Chr.), zumindest teilweise aus einem Aufzeichnungssystem für ökonomische Transaktionen erwuchs, wobei man Tonzeichen in kleinen hohlen, aber hermetisch abgeschlossenen topfartigen Behälter oder Bullas verwahrte. Auf den Außenwänden dieser Gefäße wiesen Verzahnungen auf die Art des Zeichens hin (Schmandt-Besserat 1978). Somit trugen die Symbole auf der Außenwand der Bulla – sagen wir sieben Verzahnungen – innerhalb der Bulla das mit sich, was sie repräsentieren – sagen wir sieben kleine, genau gearbeitete Tonartefakte, die Kühe oder Scharfe darstellten oder andere, noch nicht entzifferte Dinge – so, als ob mit den Wörtern zusammen zugleich das konkrete Bezeichnete gezeigt würde. Der ökonomische Rahmen dieses vor-chirographischen Gebrauchs von Zeichen könnte nun dazu verleiten, sie mit Schrift zu assoziieren. Die erste Keilschrift, aus der gleichen Region wie die Bullas stammend, diente, was immer auch ihre Vorläufer gewesen sein mochten, meist alltäglichen ökonomischen und administrativen Zwecken in städtischen Gesellschaften. Die Urbanisation schuf den Anreiz, die Aufzeichnungstechnik zu entwickeln. Die Zeit, in der man das Schreiben für fiktive Schöpfungen gebrauchte, wie etwa gesprochene Wörter für Märchen und Gesänge benutzte, die Zeit also, in der das Schreiben der Produktion von Literatur im engeren Sinne diente, sie folgte erst spät in der Geschichte der Schrift.

Bilder können einfach als *aides-mémoire* dienen, sie können auch mit einem Kode ausgestattet werden, der es ihnen ermöglicht, bestimmte Wörter mehr oder weniger genau in verschiedene grammatikalische Bezüge miteinander zu setzen. Die chinesische Zeichenschrift besteht bis heute aus Bildern, allerdings vielfach stilisierten und kodierten Bildern, die sie gewiß zum komplexesten aller je dagewesenen Schriftsystem machen. Piktographische Kommunikation, wie sie bei den frühen Indianern Amerikas und

bei vielen anderen Völkern gefunden wurden (Mackay 1978, S. 32), entwickelte sich nicht zu einer wirklichen Schrift, weil der Kode nicht fixiert wurde. Piktographische Repräsentationen verschiedener Objekte dienten Parteien, die sich mit bestimmten eingeschränkten Themen befaßten, als eine Art allegorisches Erkennungszeichen. Das bekannte politische Thema der jeweiligen Partei erklärte die Beziehung der verschiedenen Abbildungen untereinander. Oft genug blieb jedoch auch hier die angestrebte Bedeutung unklar.

Neben den Piktogrammen (das Bild eines Baumes repräsentiert das Wort für den Baum) entwickelten die Schriften andere Arten von Symbolen. Eine Art ist das Ideogramm, welches einen Begriff nicht direkt durch ein Bild, sondern mit Hilfe eines Kodes darstellt: Zum Beispiel repräsentiert das chinesische Piktogramm, das zwei Bäume zeigt, nicht die Wörter „zwei Bäume“. Vielmehr meint es das Wort „Wald“. Stilisierte Bilder von einer Frau mit einem Kind an ihrer Seite bedeuten „gut“, usw. Das gesprochene Wort für Frau ist [ny], für Kind [dzə], für gut [bau]: Die bildliche Etymologie muß nicht unbedingt eine Beziehung zur phonemischen Etymologie haben. Schreiber des Chinesischen haben ein völlig anderes Verhältnis zu ihrer Sprache als Sprecher des Chinesischen, die nicht schreiben können. In gewissem Sinn sind Numerale wie 1, 2, 3 interlinguistische Ideogramme (allerdings keine Piktogramme): Sie repräsentieren in verschiedenen Sprachen zwar denselben Begriff, aber nicht denselben Klang. Es existieren völlig verschiedene Wörter für 1, 2, 3. Ja, selbst innerhalb einer gegebenen Sprache sind die Zeichen 1, 2, 3 usw. in gewisser Weise eher mit dem Begriff als mit dem Wort verwandt: Die Wörter für 1 („one“) und 2 („two“) sind im Englischen zum Beispiel den Begriffen „1st“ und „2nd“ verwandt, aber nicht den Wörtern „first“ und „second“.

Eine andere Art des Piktogramms ist die Rebus-Schrift (das Bild eines Meeres kann auch für das Wort „mehr“ stehen, Bilder von einem Baum und einem Indianerstamm können zusammen genommen das Wort „Baumstamm“ ersetzen.) Weil hierbei das Symbol primär einen Klang repräsentiert, ist der Rebus eine Art Phonogramm, aber nur in vermittelter Weise: Der Klang ist nicht mit Hilfe eines abstrakt-kodierten Zeichens festgelegt, wie etwa mittels eines Buchstabens aus dem Alphabet, sondern durch ein Bild von einem der verschiedenen Dinge, die der Klang bezeichnet.

Alle piktographischen Systeme, sogar solche aus Ideogrammen und Rebusen, benötigen eine erschreckende Menge von Symbolen. Das Chinesische ist das größte, komplexeste und reichhaltigste: Das K'anghsi-Wörterbuch des Chinesischen aus dem Jahr 1716 verzeichnet 40545 Schriftzeichen. Kein Chinese, kein Sinologe kennt sie alle, hat sie je alle gekannt. Nur wenige der schreibfähigen Chinesen können alle diejenigen Wörter, welche sie verstehen, auch aufschreiben. Im chinesischen Schriftsystem einigerma-

ßen bewandert zu sein, setzt ein etwa zwanzigjähriges Studium voraus. Solch eine Schrift verschlingt eine Menge Zeit und ist deswegen elitär. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß die Schriftzeichen durch das römische Alphabet ersetzt werden, sobald in der Volksrepublik China jeder die gleiche chinesische Sprache („Dialekt“) beherrscht, das Mandarin, welches zur Zeit überall gelehrt wird. Der Verlust an Literatur wird riesig sein, nicht so riesig allerdings wie eine chinesische Schreibmaschine mit ihren über 40000 Schriftzeichen.

Ein Vorteil des piktographisch organisierten Systems ist, daß Personen, welche verschiedene chinesische „Dialekte“ sprechen (d. h. verschiedene chinesische Sprachen, die miteinander kaum zu vergleichen sind, obwohl sie eine grundsätzlich gleiche Struktur haben) und die Sprache eines anderen nicht verstehen können, dennoch dessen Schrift begreifen. Sie lesen verschiedene Klänge vom gleichen Schriftzeichen ab, in der Weise, wie ein Franzose, ein Vietnameser und ein Engländer wissen wird, was der andere mit den arabischen Numeralen 1, 2, 3 usw. meint. Wird das Numeral jedoch von einem Fremdsprachigen gesprochen, wird der andere es nicht verstehen. (Allerdings sind die chinesischen Schriftzeichen wesentlich Zeichen, wie fein sie auch immer stilisiert sind. Dies gilt nicht für 1, 2, 3 usw.).

Einige Sprachen werden in Silbenschrift geschrieben, so daß jedes Zeichen einen Konsonanten mit anschließendem vokalischem Klang repräsentiert. Die japanische Katakana-Silbenschrift hat zum Beispiel fünf verschiedene Symbole, die für *ka*, *ke*, *ki*, *ko*, *ku* stehen, fünf andere stehen für *ma*, *me*, *mi*, *mo*, *mu* usw. Die japanische Sprache ist zufällig so konstruiert, daß ihr eine Silbenschrift entgegenkommt: Ihre Wörter sind aus Teilen zusammengesetzt, die stets aus einem konsonantischen Klang mit nachfolgendem Vokal bestehen (*n* dient als Halbsilbe), die ohne konsonantische Anhängungen auskommen. Mit seinen vielen Silbenarten und zahlreichen Konsonantenanhäufungen könnte sich die deutsche Sprache nicht effektiv in einer Silbenschrift wiederfinden. Einige Silbenschriften sind weniger entwickelt als das Japanische. In derjenigen der Vai in Nigeria zum Beispiel gibt es keine völlige Übereinstimmung zwischen den visuellen Symbolen und den Klangeinheiten. Das Schreiben liefert hier nur eine Art Plan für den Sprechakt, den es registriert, und es ist sogar für einen geschickten Schreiber sehr schwer, das Geschriebene eindeutig zu lesen (Scribner und Cole 1978, S. 456).

Viele Schriften sind tatsächlich hybride Systeme, in denen sich zwei oder mehrere Prinzipien vereinen. Das japanische System ist hybrid (neben einer Silbenschrift benutzt es chinesische Schriftzeichen, die es auf eigene Art ausspricht); das koreanische System ist hybrid (neben *bangul*, einem wirklichen Alphabet, vielleicht dem effektivsten aller Alphabete, benutzt es chinesische Schriftzeichen); das alte ägyptische Hieroglyphen-System war hybrid (einige Symbole waren Piktogramme, einige Ideogramme, einige Rebusse);

die chinesische Zeichenschrift selbst ist hybrid (sie vermengt Piktogramme, Ideogramme, Rebusse und verschiedene Kombinationen, oft von extremer Komplexität, kultureller Reichhaltigkeit und poetischer Schönheit). In der Tat neigt die Schrift dazu, mit Piktogrammen zu beginnen und zu Ideogrammen und Rebusen überzugehen. Deshalb sind die meisten nicht-alphabetischen Schriftsysteme in gewissem Grad hybrid. Und auch das alphabetische Schreiben wird in dem Moment hybrid, in dem es *l* statt *erns* schreibt.

Das Erstaunlichste am Alphabet ist zweifellos, daß es nur ein einziges Mal erfunden wurde. Ein semitisches Volk oder semitische Völker schufen es um das Jahr 1500 v. Chr., im selben geographischen Raum, in dem auch die erste aller Schriften, die Keilschrift, auftauchte, allerdings rund 2000 Jahre später. (Diringer 1962, S. 121–127, diskutiert die beiden Varianten des Originalalphabets, die nordsemitische und die südsemitische.) Jedes existierende Alphabet, das hebräische, ugaritische, griechische, römische, kyrillische, arabische, tamilische, malayische, koreanische, rührt in irgendeiner Weise von der originären semitischen Entwicklung her, obwohl, wie dies die ugaritische und koreanische Schrift zeigen, die äußere Gestalt der Buchstaben nicht immer an die semitische erinnern muß.

Hebräische und andere semitische Sprachen, wie etwa das Arabische, haben bis heute keine Buchstaben für Vokale. Eine hebräische Zeitung oder ein hebräisches Buch bestehen ausschließlich aus Konsonanten (und den sogenannten Halbvokalen [j] und [w], die tatsächlich die Konsonantenformen von [i] und [u] sind): Würden wir im Deutschen den hebräischen Brauch übernehmen, würden wir statt „Konsonant“ „Knsnt“ schreiben. Der Buchstabe aleph, der von den alten Griechen übernommen wurde, um ihren Vokal alpha zu bezeichnen, aus dem unser römisches „a“ entstand, ist im Hebräischen und anderen semitischen Alphabeten ein Konsonant, der für einen glottalen Stop steht. Erst spät in der Geschichte des hebräischen Alphabets wurden vielen Texten Vokal-„Punkte“, kleine Pünktchen und Striche unter oder über den Buchstaben, beigelegt. Sie sollten den Vokal anzeigen und nutzten vor allem denjenigen, die die Sprache nicht perfekt beherrschten. Im heutigen Israel werden diese „Punkte“ benutzt, um sehr jungen Kindern das Lesenlernen zu erleichtern. Sprachen sind vielfältig organisiert, und die semitischen Sprachen sind so aufgebaut, daß sie auch dann gut zu lesen sind, wenn die Wörter nur als Konsonanten niedergeschrieben sind.

Diese Art, nur in Konsonanten und Halbkonsonanten zu schreiben, führte einige Linguisten (Gelb 1963; Havelock 1963, S. 129) dazu, das eine Silbenschrift zu nennen, zumindest eine unvokalisierte oder „reduzierte“ Silbenschrift, was andere Linguisten als hebräisches Alphabet bezeichneten. Es erscheint uns jedoch nicht angebracht, sich den hebräischen Buchstaben *beth* (*b*) als eine Silbe vorzustellen. Er repräsentiert tatsächlich nur das Phonem [b], dem der Leser jeweils den Vokal hinzuzufügen muß, welchen das Wort und

der Kontext erfordern. Nebenbei gesagt, wenn Vokalpunkte benutzt werden, werden sie den Buchstaben genauso beigefügt wie die Vokale selbst. Und moderne Israelis und Araber, die ansonsten in recht wenigen Dingen übereinstimmen, sind sich im allgemeinen darin einig, daß sowohl Konsontanten wie Vokale Buchstaben des Alphabetes sind. Es scheint zumindest unbedenklich zu sein, sich die semitische Schrift, wenn man das Entstehen des Schreibens aus der Oralität erklären will, einfach als ein Alphabet aus Konsontanten (und Halbvokalen) vorzustellen, dem die Leser leicht die passenden Vokale hinzufügen können.

Wenn dies alles für das semitische Alphabet zutrifft, dann vollbrachten die Griechen eine psychologisch wohl noch wichtigere Leistung, als sie das erste komplette Alphabet entwickelten, das die Vokale einschloß. Havellöck (1976) glaubt, es sei diese entscheidende, fast totale Transformation des Wortes aus dem Klang ins Sichtbare gewesen, die der alten griechischen Kultur ihre intellektuelle Überlegenheit über andere alte Kulturen verliehen hat. Der Leser der semitischen Schrift mußte neben den textuellen auch nicht-textuelle Daten bemühen: Er mußte die Sprache kennen, die er las, um die fehlenden Vokale zwischen die Konsontanten setzen zu können. Die semitische Schrift war noch sehr stark in die nicht-textuelle menschliche Lebenswelt eingebunden. Dagegen war das vokalisierte griechische Alphabet weiter von dieser Welt entfernt (wie Platos Ideen). Es zerlegte den Klang auf abstraktere Weise in rein räumliche Komponenten. Mit seiner Hilfe konnte man selbst Sprachen schreiben und lesen, die man nicht kannte (wenn man nur einige Unregelmäßigkeiten berücksichtigte, welche den phonemischen Unterschieden zwischen den Sprachen geschuldet sind).

Kinder konnten das griechische Alphabet erlernen, wenn sie sehr jung waren und ihr Vokabular begrenzt. (Ich wies oben darauf hin, daß für israelische Schulkinder bis zur dritten Klasse der normalen, konsonantischen hebräischen Schrift Vokalpunkte hinzugefügt werden müssen.) Das griechische Alphabet wirkt demokratisierend, weil es für jeden leicht zu erlernen war. Auch internationalisierte es, da es fremde Sprachen ebenfalls wiedergeben konnte. Diese griechische Errungenschaft der abstrakten Übertragung verschlossener Klangwelten in visuelle Äquivalente war Wegbereiter und Voraussetzung für die späteren analytischen Glanztaten.

Die Struktur der griechischen Sprache, die Tatsache, daß sie nicht auf ein dem Semitischen ähnliches System zurückgriff, welches die Vokale aus der Schrift wegzulassen erlaubte, stellte sich als ein vielleicht zufälliger, aber dennoch gewaltiger intellektueller Fortschritt heraus. Kerckhove (1981) formuliert die These, daß das komplette phonetische Alphabet mehr noch als andere Schriftsysteme die linksseitige Aktivität des Gehirns begünstige und somit aufgrund neurophysiologische Sachverhalte das abstrakte analytische Denken fördere.

Der Grund dafür, warum das Alphabet so spät und nur ein einziges Mal erfunden wurde, liegt in der Natur des Klanges selbst. Denn das Alphabet operiert mehr mit dem Klang als die anderen Schriften, indem es ihn direkter auf räumliche Äquivalente reduziert, ihn in kleinere, analytisch genauere, handhabbarere Einheiten zerlegt als eine Silbenschrift: Anstatt des einen Symbols für den Klang *ba* benutzt man zwei, *b* und *a*.

Wie schon gesagt wurde, existiert der Klang nur, indem er hinschwindet. Ich habe deswegen keineswegs das ganze Wort zugleich präsent, wenn ich „Existenz“ sage: Wenn ich nämlich bei „stenz“ angelangt bin, ist das „Exi“ schon verschwunden. Das Alphabet sieht die Dinge anders, es begreift das Wort nicht als ein Ereignis, sondern als ein schlagartig präsent, in kleine Stück teilbares Ding, welches man normal schreiben, aber von hinten nach vorne lesen kann: „Lager“ als „Regal“. Wenn man das Wort „Lager“ auf Band aufnimmt, das Band rückwärts abspielt, hört man aber nicht „Regal“, sondern ein völlig anderes Klanggebilde, nicht „Lager“, nicht „Regal“. Ein Bild, sagen wir dasjenige eines Vogels, reduziert nicht den Klang auf Räumliches, denn es repräsentiert ein Objekt, nicht ein Wort. Es kann das Äquivalent für eine große Zahl von Wörtern sein, abhängig von der Sprache, die benutzt wird, um es zu interpretieren: *oiseau*, *uccello*, *pájaro*, *Vogel*, *sae*, *tori*, *bird*.

Jede Schrift repräsentiert Wörter in gewisser Weise als Dinge, ruhende Objekte, immobile Zeichen für die visuelle Aufnahme. Rebusse oder Phonogramme, welche irregulär in einigen piktographischen Schriften auftauchen, repräsentieren den Klang des einen Wortes durch das Bild eines anderen (das „Meer“ stand im obigen Beispiel für „mehr“). Aber der Rebus (das Phonogramm), obwohl er dieses und jenes repräsentieren kann, ist dennoch ein Bild eines der Dinge, die er repräsentiert. Das Alphabet, obwohl es vielleicht von Piktogrammen herrührt, hat alle Verbindungen zu den Dingen als solchen verloren. Es präsentiert den Klang selbst als ein Ding, indem es die hinschwindende Welt des Klanges in die ruhige, quasi-permanente Welt des Räumlichen verwandelt.

Das phonetische Alphabet, wie es von den alten Semiten erfunden und von den alten Griechen perfektioniert wurde, ist in der Weise das bei weitem anpassungsfähigste aller Schriftsysteme, in der es Klang in sichtbare Form bringt. Es ist vielleicht auch die am wenigsten ästhetische aller Hauptschriften: Selbst wenn es schön ausgearbeitet ist, kann es niemals so fein wie die chinesischen Schriftzeichen sein. Es ist eine demokratisierende Schrift, für alle leicht erlernbar. Das chinesische Schriftsystem ist, wie viele andere Schriften, ausgesprochen elitär. Um es gründlich zu erlernen, bedarf es ungestörter Ruhe. Die demokratisierende Tendenz des Alphabets können wir in Süd-Korea beobachten. In koreanischen Büchern und Zeitschriften besteht der Text aus einem Gemisch von alphabetisch buchstabierten Wörtern und

hundert von verschiedenen chinesischen Schriftzeichen. Öffentliche Verlautbarungen jedoch sind stets ausschließlich in alphabetischer Schrift verfaßt, die jeder lesen kann, der die unteren Klassen der Elementarschule besucht hat, wohingegen die 1800 chinesischen Schriftzeichen, die neben dem Alphabet mindestens benötigt werden, um den Großteil der koreanischen Literatur zu lesen, gewöhnlich nicht vor dem Ende der Oberschule beherrscht werden.

Ebenfalls in Korea gab es die vielleicht wichtigste Einzelerrungenschaft in der Geschichte des Alphabets. Im Jahr 1443 verfügte König Sejong aus der Yi Dynastie, ein Alphabet sei für Korea zu entwickeln. Bis zu diesem Zeitpunkt schrieb man in Korea ausschließlich mit chinesischen Schriftzeichen, die sorgfältig den Bedürfnissen des koreanischen Vokabulars angepaßt waren. Koreanisch war nicht in jeder Hinsicht dem Chinesischen verwandt (obwohl es viele chinesische Lehnwörter besitzt, die meist so koreanisiert sind, daß sie nicht mehr als chinesisch erkennbar sind). Abertausende Koreaner, alle, die schreiben konnten, verbrachten ihre besten Jahre damit, die komplizierte sino-koreanische Chirographie zu erlernen. Sie werden sich kaum über die neue Schrift gefreut haben, die ihre mühsam erworbenen Kenntnisse nutzlos zu machen drohte. Aber die Yi Dynastie war mächtig, und die Art, wie Sejong sich über den zu erwartenden Widerstand hinwegsetzte, beweist die Stärke seiner Persönlichkeit. Die Anpassung des Alphabets an eine gegebene Sprache dauert im allgemeinen viele Jahre oder Generationen. Sejongs wissenschaftlicher Beitrag vollendete das koreanische Alphabet in drei Jahren: eine Meisterleistung, perfekt in der Anpassung an koreanische Phoneme und ästhetisch anzuschauen, da man ein Schriftbild produzierte, welches in gewisser Weise demjenigen der chinesischen Zeichenschrift ähnelte. Die Aufnahme dieser bemerkenswerten Errungenschaft jedoch war vorhersehbar. Das Alphabet wurde nur für wissenschaftliche, praktische Zwecke benutzt. 'Seriöse' Autoren benutzten weiterhin die chinesische Zeichenschrift, in der sie sich so mühevoll geübt hatten. Seriöse Literatur war elitär und wollte als solche verstanden sein. Erst im zwanzigsten Jahrhundert, im Verlauf einer voranschreitenden Demokratisierung Koreas erreichte das Alphabet seine gegenwärtige (immer noch nicht absolute) Vorherrschaft.

Der Anfang der Literalität

Wenn eine völlig entwickelte Schrift alphabetischer oder anderer Art von außen her in eine bestimmte Gesellschaft eindringt, geschieht dies notwendigerweise zuerst in begrenzten Bereichen und mit unterschiedlicher Wirksamkeit. Schreiben erscheint zunächst oftmals als Werkzeug von geheimer

und magischer Kraft (Goody 1968b, S. 236). Spuren dieser frühen Einstellung gegenüber dem Schreiben können etymologisch nachgewiesen werden: Das mittelenglische „grammarye“ oder „Grammar“, das sich auf das Lernen aus Büchern bezog, bedeutet auch okkulte oder magische Lehre. Über einen schottischen Dialekt ist das Wort als „glamour“ (zaubrisch) ins Neuholländische gekommen. „Glamour-girls“ sind, genau genommen, Grammatik-Mädchen. Das Runenalphabet im mittelalterlichen Nordeuropa wurde im allgemeinen mit Magie in Verbindung gebracht. Kleine Fetzen aus Schriften wurden als magische Amulette benutzt (Goody 1968b, S. 201–203), aber vielleicht lag es auch einfach an der wunderbaren Beständigkeit, die dadurch den Wörtern verliehen wurde. Der nigerianische Schriftsteller Chinua Achebe erzählt, wie der einzige Mann eines Ibo-Dorfes, der lesen konnte, alles gedruckte Material in einer Hütte hortete – Zeitungen, Kartone, Quittungen (Achebe 1961, S. 120–121). Es schien ihm alles viel zu wichtig, um es wegzuworfen.

In einigen Gesellschaften von begrenzter Literalität betrachtet man das Schreiben als gefährlich für den unbedachten Leser, und man forderte deshalb eine Guru-Gestalt, die zwischen Leser und Text vermitteln sollte (Goody und Watt 1968, S. 13). Literalität kann auf bestimmte Gruppen, wie etwa den Klerus, beschränkt werden (Tambiah 1968, S. 113–114). Oder man verleiht Texten einen großen religiösen Wert: Nicht-Literalisierte profitieren davon, das Buch über die Stirn zu reiben, oder Gebetsmühlen zu drehen, deren Texte sie nicht lesen können (Goody 1968a, S. 15–16). Tibetanische Mönche sitzen am Flußufer und „drucken mittels holzgeschnittener Tafeln Zaubereien und Formeln auf die Wasseroberfläche“ (Goody 1968a, S. 16; zitiert ist R. B. Eckvall). Die nach wie vor mächtigen „Cargo-Kulte“ auf einigen südpazifischen Inseln sind bekannt: Nicht-Literalisierte oder Halb-Literalisierte glauben, daß die Geschäftspapiere – Bestellungen, Ladepapiere, Quittungen und ähnliches –, welche die Handelsschiffahrt benötigt, magische Instrumente sind, die Schiffe und Ladungen übers Meer kommen lassen. In der Hoffnung auf eigenen Gewinn entwickelten sie verschiedene Rituale, welche die schriftlichen Texte zu ihrem Gunsten manipulieren sollen (Meggitt 1968, S. 300–309). Havelock entdeckt in der alten griechischen Kultur ein Musterbeispiel für zurückgebliebene Literalität, das sich auf viele andere Kulturen anwenden läßt: Kurz nach der Einführung des Schreibens entwickelte sich eine „handwerkliche Literalität“ (Havelock 1963; vgl. auch Havelock und Herschell 1978). Zu diesem Zeitpunkt war das Schreiben ein Gewerbe, das durch Handwerker ausgeübt wurde, die gegen Bezahlung einen Brief oder ein Dokument schrieben, ebenso wie ein Steinmetz mit dem Bau eines Hauses beauftragt wurde oder eine Werft mit dem Bau eines Bootes. Man konnte dies auch in westafrikanischen Königreichen, etwa in Mali, vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein beobachten (Wilks 1968;

Goody 1968b). Zur Zeit einer solchen handwerklichen Literalität bestand für ein Individuum keine größere Notwendigkeit, das Lesen und Schreiben zu studieren, als irgendein anderes Handwerk zu erlernen. Erst ungefähr zu Platos Zeiten, mehr als drei Jahrhunderte nach der Einführung des griechischen Alphabets, wurde im alten Griechenland diese Stufe überwunden. Das Schreiben verbreitete sich schließlich unter der griechischen Bevölkerung und wurde gründlich interiorisiert, um die Bewußtseinsprozesse durchgängig zu beeinflussen.

Die äußerlichen Eigenschaften der frühen Schreibgeräte förderten den Bestand des Schreibergewerbes (vgl. Clanchy 1979, S. 88–115, über die „Technologie des Schreibens“). Anstelle des gleichmäßigen, maschinenproduzierten Schreibpapiers, anstelle der haltbaren Kugelschreiber verfügte der frühe Schreiber lediglich über eine sehr widerstandsfähige technische Ausrüstung. Als Schriftträger dienten nasse Tonziegel, Tierhäute (Pergament, Velin), welche von Fett und Haaren befreit, oft mit Bimssteinen aufgetraut und mit Kalk geweißt wurden, oft auch durch Entfernen älterer Texte (Palimpseste) aufgearbeitet wurden. Oder der Schreiber benutzte Baumrinde, Papyrus (besser als die meisten anderen Schriftträger, gemessen an unseren Standards jedoch rau), getrocknete Blätter oder Pflanzen, auf hohle Tableaus gestrichenes Wachs, wobei die Tableaus oft zu einem Diptychon vereint wurden, das man am Gürtel trug (diese Wachstafeln wurden für Notizen benutzt, man schmolz das Wachs wieder auf und verwandte sie erneut). Man benutzte hölzerne Stäbe (Clanchy 1979, S. 95) sowie andere Holz- und Steinflächen verschiedenster Art. Es gab keinen Schreibwarenhändler an der Ecke, bei dem man einen Schreibblock kaufen konnte. Es gab kein Papier. Als Schreibgerät dienten den Schreibern verschiedene Arten von Bleistiften, Gänsefedern, die gespalten und immer wieder mit einem Gegenstand gespitzt wurden, den wir heute noch Federmesser nennen. Man benutzte Pinsel (besonders in Ostasien) oder verschiedene andere Geräte, um Oberflächen zu ritzen und/oder Tinten und Farben zu verteilen. Flüssige Tinten wurden in vielfältiger Weise gemischt und in hohlen Rindenhörnern (Tintenhörnern) oder anderen säurebeständigen Behältern aufbewahrt. In Ostasien befeuchtete man Pinsel und färbte sie mittels trockener Tintenblöcke ein, so wie beim Malen mit Wasserfarben.

Die Arbeit mit solchem Schreibmaterial erforderte besondere mechanische Fertigkeiten. Nicht alle Schreiber besaßen die Fertigkeiten, die die Herstellung eines längeren Schriftstücks ihnen abverlangte. Das Papier machte das Schreiben physisch einfacher. Aber das Papier, das in China ungefähr im zweiten Jahrhundert erfunden wurde, das die Araber im achten Jahrhundert im mittleren Osten einführen, wurde in Europa erst im zwölften Jahrhundert hergestellt.

Der alte orale Brauch, laut zu denken, sowie der Stand der Schreibe-

nologie legten das Diktieren nahe. Im physischen Akt des Schreibens arbeitete, wie im Mittelalter der Engländer Ordericus Vitalis sagt, „der ganze Körper“ (Clanchy 1979, S. 90). Im Mittelalter beschäftigten europäische Autoren oft Schreiber. Schriftliches Arbeiten, das Rationieren mit dem Bleistift in der Hand, wurde, speziell aus kürzere Arbeiten betrifft, selbstverständlich ebenfalls schon seit der Antike gelegentlich praktiziert, breitete sich aber im Bereich des literarischen Schaffens und anderer ausgedehnterer schriftlicher Arbeiten in verschiedenen Kulturen zu verschiedenen Zeiten aus. Im England des 11. Jahrhunderts war es noch selten, und wenn man es dort findet, dann in einem dermaßen festen oralen Rahmen, wie wir uns diesen kaum noch vorstellen können. In jenem Jahrhundert sagte Eadmer of St. Albans über sich, er fühle sich, wenn er schreibe, so, als ob er sich selbst etwas diktiere (Clanchy 1979, S. 218). Thomas von Aquin, der seine Manuskripte selbst schrieb, komponierte seine *Summa theologiae* in quasi-oraler Form: Jeder Abschnitt oder jede „Frage“ beginnt mit einem Zitat, das Einwände gegen die nachfolgenden Ausführungen Thomas' wiedergibt. Hierauf legt Thomas seine Meinung dar und beantwortet schließlich die anfänglichen Einwände. In ähnlicher Weise hat wohl ein früher Dichter, wenn er sein Werk verfaßte, sich vorgestellt, er würde es einem Publikum vortragen. Heutzutage wird kaum ein Romanschriftsteller einen Roman schreiben und sich dabei vorstellen, wie er sein Werk laut einem Publikum vorträgt, wenn er sich auch des klanglichen Effekts seiner Worte bewußt sein dürfte. Entwickelte Literalität begünstigt wirkliches, schriftliches Komponieren, wobei der Autor einen wirklichen Text verfaßt, einen, der seine oder ihre Wörter auf dem Papier zusammenfügt. Dies verleiht dem Denken Formen, die sich vom oral getragenen Denken unterscheiden. In diesem Buch wird noch mehr über die Auswirkungen der Literalität auf Denkprozesse gesagt (d. h. geschrieben) werden.

Vom Gedächtnis zur schriftlichen Aufzeichnung

Auch wenn eine Kultur schon begonnen hat zu schreiben, schätzt sie gelegentlich das Schreiben nicht sehr hoch ein. Ein Literalisierter der Gegenwart nimmt im allgemeinen an, daß schriftliche Berichte mehr Kraft besitzen als das gesprochene Wort, besonders, wenn es sich um die Wiedergabe einer längst vergangenen Angelegenheit, etwa im Verlauf eines Rechtstreites handelt. Frühere Kulturen, die Literalität zwar kannten, sie jedoch nicht völlig interiorisiert hatten, sahen dies oft ganz anders. Der Grad an Glaubwürdigkeit, den man geschriebenen Berichten zubilligt, variiert zweifellos von Kultur zu Kultur, aber Clanchys sorgfältige Fallgeschichte vom Gebrauch der Literalität für praktische administrative Zwecke im England

des 11. und 12. Jahrhunderts (1979) bietet informative Beispiele davon, wie sehr Oralität in einer Welt der Schrift fortdauern kann, sogar in einem administrativen Zusammenhang.

Es fällt Clanchy in der untersuchten Periode auf, daß „Dokumente nicht sofort Vertrauen erwecken“ (Clanchy 1979, S. 230). Die Menschen mußten davon überzeugt werden, daß das Schreiben tatsächlich die alten oralen Methoden verbesserte, daß es tatsächlich die teuren und mühsamen Techniken rechtfertigte, deren es bedurfte. Vor dem Gebrauch von Dokumenten benutzte man im allgemeinen ein kollektives orales Zeugnis, um zum Beispiel das Alter eines feudalen Lehens zu bestimmen. Um einen Disput aus dem Jahr 1127 zu beenden, ob die Abgaben des Hafens von Sandwich an die St. Augustines-Abtei in Canterbury oder an die Christ Church zu entrichten seien, wurde eine Jury berufen, die aus zwölf Männern aus Dover und zwölf Männern aus Sandwich bestand, „reifen, weisen Herren fortgeschrittenen Alters, die einen guten Leumund hatten“. Jeder Richter schwor alsdann, daß, „wie ich es von meinen Ahnen lerne, wie ich es in meiner Jugend gesehen und gehört habe“, die Zölle an die Christ-Church zu fallen hatten (Clanchy 1979, S. 232–233). Sie erinnerten öffentlich daran, woran andere vor ihnen einst erinnert hatten.

Lebende Zeugen waren *prima facie* glaubhafter als Texte, weil sie angegriffen werden konnten, weil sie veranlaßt werden konnte, ihren Standpunkt zu verteidigen, wohingegen (das ist, man wird sich erinnern, genau einer der platonischen Einwände gegen das Schreiben) dies bei Texten nicht möglich war. Notarielle Methoden, Dokumente zu beglaubigen, versuchen, authentifizierende Zeichen in geschriebene Texte einzufügen. Notarielle Methoden entwickelten sich jedoch auch in literarisierten Kulturen erst spät, in England noch viel später als in Italien (Clanchy 1979, S. 235–236). Ja, schriftliche Dokumente werden oft nicht schriftlich beglaubigt, sondern mit Hilfe von symbolischen Objekten (etwa einem Messer, das dem Dokument mit einem Pergamentstreifen angeheftet wird – Clanchy 1979, S. 24). Tatsächlich genügt symbolische Objekte, um Eigentumstitel zu übertragen. 1130 übertrug Thomas de Muschamps sein Besitzrecht an Hetherslaw an die Mönche von Durham, indem er sein Schwert auf einem Altar darbot (Clanchy 1979, S. 25): Sogar nach dem Domesday Book (1085–86) (ältestes, unter Wilhelm dem Eroberer angelegtes Reichs-Grundbuch, d. U.) und dem damit einhergehenden Anwachsen der schriftlichen Dokumentation lebten die alten oralen Denkgewohnheiten fort. Dies zeigt die Geschichte des Earl Warrenne. Vor den Richtern, denen er wegen des Verdachts der Amtsanmaßung Rechenschaft abzulegen hatte (unter Edward I., 1272–1306), enthielt Earl Warrenne nicht etwa eine Urkunde, sondern ein altes und rostiges Schwert, um zu demonstrieren, daß seine Ahnen unter Wilhelm dem Eroberer England mit dem Schwert erobert hatten und er folglich sein Land

mit dem Schwert verteidigen werde. Clanchy (1979, S. 21–22) betont, daß die Geschichte aufgrund einiger Unstimmigkeiten etwas fragwürdig ist. Der Fortbestand der Geschichte weise aber auf ein Denken hin, welchem die Evidenz symbolischer Schenkungen geläufig gewesen sei.

Frühe Verleihungsurkunden waren in England nicht einmal datiert (1979, S. 231, 236–241), sicherlich aus verschiedenen Gründen. Clanchy sieht den Hauptgrund dafür darin, daß eine Datierung den Schreiber dazu gezwungen hätte, seine Ansicht über seinen Ort in der Zeit darzulegen, das bedeutet: Der Schreiber hätte einen zeitlichen Bezugspunkt angeben müssen (vgl. 1979, S. 238). Welchen Bezugspunkt jedoch? Sollte er sein Dokument nach der Schöpfung der Erde datieren? Nach der Kreuzigung, der Geburt Christi? Die Päpste datierten ihre Dokumente auf diese Weise. Sie rechneten die Jahre von der Geburt Christi an, aber war es nicht vermessen, es ebenso zu machen? In heutigen hochtechnisierten Kulturen lebt ein jeder alltäglich im Rahmen einer abstrakt aufgezeichneten Zeit, gebildet von Millionen gedruckter Kalender und Uhren aller Art. Im England des 12. Jahrhunderts gab es keine Uhren oder Kalender.

Bevor das Schreiben mittels des Buchdrucks tief verinnerlicht war, fühlen sich die Menschen nicht in jedem Lebensaugenblick an abstrakt berechnete Zeit gebunden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die meisten westeuropäischen Menschen im Mittelalter oder sogar noch in der Renaissance das laufende Kalenderjahr kannten – von der Geburt Christi oder einem anderen vergangenen Zeitpunkt an gerechnet. Warum sollten sie auch? Die Unkenntnis des aktuellen Zeitpunktes belegt die Unbedeutendheit der Angelegten. In einer Kultur, welche keine Zeitungen oder andere fortlaufend datierten Materialien besitzt, die sich dem Bewußtsein eintragen, gibt es wenig Grund, über das laufende Kalenderjahr Bescheid zu wissen. Eine abstrakte Jahreszahl hätte mit dem alltäglichen Leben nichts zu tun. Folglich wußten die meisten Menschen nicht, in welchem Jahr sie geboren worden waren. Sie versuchten auch nicht, es in Erfahrung zu bringen.

Darüber hinaus waren Urkunden zweifellos in gewisser Weise Schenkungssymbolen, wie Messern oder Schwertern, angeleglichen. Diese konnten durch ihr Aussehen identifiziert werden. Und in der Tat wurden Urkunden gewöhnlich gefälscht, indem man ihnen dasjenige Aussehen gab, das ein Gericht (wenn auch fälschlicherweise) von einer Urkunde verlangte (Clanchy, 1979, S. 249, P. H. Sawyers zitierend). „Fälscher“, sagt Clanchy, „waren keine Gelegenheitsgauner an der Peripherie der Legalität“, sondern „Experimenten, die sich im Zentrum der Literalität und der intellektuellen Kultur des 12. Jahrhunderts eingenistet hatten.“ Von den 164 noch erhaltenen Erlässen von Edward dem Bekennere sind 44 Fälschungen, nur 64 sind authentisch und der Rest ist nicht mit Sicherheit einzuordnen.

Die nachweisbaren Irrtümer, welche sich aus der nach wie vor radikal

oralen Ökonomie, aus den judikatorischen Prozeduren ergaben, sind, wie Clanchy berichtet, minimal. Dem Bewußtsein nämlich war die Vergangenheit in ihrer Gesamtheit nicht zugänglich. „Die erinnerte Wahrheit war ... flexibel und der Gegenwart angepaßt“ (Clanchy 1979, S. 233). Wie wir es anhand von Beispielen aus dem modernen Nigeria und Ghana (Goody und Watt 1968, S. 31–34) sehen konnten, geraten Dinge aus der Vergangenheit, die für die Gegenwart keine Bedeutung mehr besitzen, gewöhnlich in Vergessenheit. Geläufiges Recht, von Überflüssigem befreit, war so mit gleichsam automatisch immer up to date und modern, ein Faktum, das – paradox genug – dieses geläufige Recht zwingend und somit altherwürgig erscheinen ließ (vgl. Clanchy 1979, S. 233). Menschen, deren Weltanschauung von tiefer Literalität geprägt wurde, sollten sich daran erinnern, daß in oralen Kulturen die Vergangenheit sich nicht als ein genau erforschtes Feld darstellt, welches mit nachprüfbar und dargelegten „Fakten“ und Informationseinheiten bedeckt ist. Sie ist vielmehr die Domäne der Vorfahren, eine widerklingende Quelle für das schöpferische Begreifen der Gegenwart, welche ebenfalls kein erforschtes Feld ist. Oralität kennt keine Listen, Tabellen oder Schaubilder.

Goody (1977, S. 52–111) hat die noetische Bedeutung von Tabellen und Verzeichnissen – dazu gehört beispielsweise der Kalender – detailliert untersucht. Erst das Schreiben ermöglichte solche Einrichtungen. Ja, das Schreiben wurde in gewissem Sinn für die Herstellung einer bestimmten Art von Listen erfunden. Der größte Teil der ältesten Aufzeichnungen, die wir kennen, in sumerischer Keilschrift geschrieben und um 3500 v. Chr. entstanden, besteht aus Rechnungsführungen. Primäre orale Kulturen sieheln ihre Äquivalente für Verzeichnisse in Erzählungen an, wie zum Beispiel die Aufzählung der Schiffe und Schiffsführer in der *Ilias* (2. Gesang, 461–879). Es handelt sich hierbei nicht um eine objektive Aufstellung, sondern um eine wirksame Zurschaustellung in der Geschichte eines Krieges. Im Text der Thorah, der noch wesentlich orale Denkmuster in schriftlicher Form wiedergibt, findet sich als Äquivalent für geographische Angaben (in denen die räumliche Beziehung verschiedener Orte beschrieben wird) eine formelhafte Erzählhandlung (4. Mose, 33, 16 ff.): „Von Sinai zogen sie aus und lagerten sich bei den Lustgräbern. Von den Lustgräbern zogen sie aus und lagerten sich in Hazeroth. Von Hazeroth zogen sie aus und lagerten sich in Rithma ...“, und so geht es viele Verse weiter. Sogar Genealogien, die als solcherart oral geprägter Tradition stammen, sind im allgemeinen Erzählungen. Anstelle der Rezitation von Namen finden wir eine Sequenz von Tätigkeiten: „Irad zeugte Mahujael, Mahujael zeugte Methusael, Methusael zeugte Lamech“ (Genesis 4, 18). Diese Art von Aggregation rührt teilweise vom oralen Drang her, Formeln zu benutzen, teilweise gehorcht sie dem mnemonischen Wunsch, einen Gleichklang herzustellen (die Wiederholung einer Sub-

jekt-Prädikat-Objekt-Konstruktion stellt einen Rhythmus her, der die Erinnerung stützt und einer bloßen Aufzählung von Namen fehlen würde), teilweise wird der orale Wunsch nach Redundanz befriedigt (jede Person taucht zweimal auf, als Zeugende und als Gezeugte), teilweise auch der orale Drang, lieber zu erzählen als aufzulisten (die Personen sind nicht immobil wie in einer Menschenkette, sie tun etwas, sie zeugen).

Diese biblischen Passagen sind offensichtlich schriftliche Berichte, sie entstammen jedoch einer oral begründeten Gefühlswelt und Tradition. Sie stellen sich nicht dar als etwas Dingliches, sondern sie lassen Ereignisse in der Zeit wiedererstehen. Oral begründete Sequenzen sind stets Erscheinungen in der Zeit, nicht überprüfbar, denn sie werden nicht visuell präsentiert, sondern sind lediglich Aufführungen, welche angehört werden können. In einer primären oralen Kultur oder einer Kultur mit beträchtlichen oralen Überbleibseln sind auch Genealogien keine Auflistungen von Daten, sondern eher die „Erinnerung an gesungene Lieder“. Texte sind dinglich, unbeweglich im sichtbaren Raum, Gegenstände des, wie Goody sagt, „rückwärtsgewandten Skandierens“ (1977, S. 49–50). Goody zeigt detailliert auf, wie Anthropologen, wenn sie Listen über die verschiedenen Elemente, die in oralen Mythen (Clans, Erdregionen, Winde) vorkommen, schriftlich oder drucktechnisch wiedergeben, in Wahrheit die mentale Welt deformieren, der diese Mythen entsteigen. Den Sinn von Mythen kann man nicht „kohärent“ in tabellarischer Art wiedergeben.

Auflistungen der Art, wie sie Goody erörtert, sind natürlich nützlich, wenn wir die Verzerrungen mitbedenken, die sie unvermeidlich hervorrufen. Die visuell-räumliche Präsentation verbalisierten Materials hat ihre eigentümliche Ökonomie, ihre eigenen Bewegungsgesetze und Strukturen. Texte in verschiedenen Schriften überall auf der Welt werden entweder von rechts nach links, von links nach rechts, von oben nach unten oder auf alle diese Arten gleichzeitig gelesen, wie dies für die Bustrophedon-Schrift gilt. Nirgends und niemals jedoch, soweit dies bekannt ist, las man eine Schrift von unten nach oben. Texte orientieren sich am menschlichen Körper. Ein Brief hat einen „Kopf“, „Kapitel“ leitet sich vom lateinischen *caput* her, was „Kopf“ bedeutet (des menschlichen Körpers). Seiten haben „Füße“, dort stehen die „Fußnoten“. Es wird auf Stellen „oben“ oder „unten“ im Text hingewiesen, wenn die jeweilige Textstelle mehrere Seiten davor oder danach zu finden ist. Die Bedeutung des Vertikalen und Horizontalen in Texten verdient genaue Beachtung. Kerckhove (1981, S. 10–11) behauptet, die Zunahme der linksseitigen Gehirntätigkeit habe die Entwicklung der frühgriechischen Schrift mitbestimmt, von der Rechts-nach-links-Bewegung über die Bustrophedon-Schrift („Ochsenpflug“-Muster, eine Zeile führt nach rechts, beschreibt hierauf einen Bogen in die nächste Zeile, welche nach links führt. Die Buchstaben neigen sich gemäß der Schreibrichtung) und später den

stichedon-Stil (vertikale Zeilen) bis schließlich zur definitiven Links-nach-rechts-Bewegung innerhalb horizontaler Zeilen. All dies paßt natürlich nicht zur oralen Gefühlswelt, in der es keine Möglichkeit gab, mit Überschriften oder mit verbalen Zeileneinteilungen zu arbeiten. Überall auf der Welt wird das Alphabet, das den Klang mit rücksichtsloser Effizienz auf den Raum reduziert, in den Dienst genommen, um die neuen, räumlich bestimmten Abfolgen zu errichten: Unterpunkte werden mit *a*, *b*, *c* usw. markiert, um ihre Reihenfolge anzugeben, und in den frühen Tagen der Literalität wurden sogar Gedichte geschrieben, deren Zeilenanfänge in fortlaufender alphabetischer Abfolge gewählt wurden. Das Alphabet als eine einfache Abfolge von Buchstaben ist eine breite Brücke zwischen der oralen und der literalisierten Mnemotechnik: Im allgemeinen wird die Abfolge der Buchstaben des Alphabets oral memoriert und anschließend zum visuellen Wiederfinden des Materials benutzt, wie dies z. B. für Indizes gilt.

Tabellen, welche Denkelemente nicht nur in gerader Linie, sondern gleichzeitig in horizontaler und verschiedenen sich kreuzenden Richtungen anordnen, repräsentieren einen Denkraum, der sogar weiter als die Listen vom oralen noetischen Prozeß entfernt ist, den solche Tabellen darzustellen vorgeben. Der extensive Gebrauch von Listen und besonders von Tabellen, der in unserer hochtechnisierten Kultur üblich ist, ist ein Ergebnis nicht so sehr des Schreibens, sondern der gründlichen Interiorisierung des Druckens (Ong 1958b, S. 307–318 et passim), welches den Gebrauch fixierter dia-grammatischer Worttabellen ermöglicht. Die durch das Drucken ermöglichte Verbreitung informativer Auflistungen übertraf alles, was die chirographische Kultur je ermöglicht hatte.

Die Dynamik der Textualität

Ein Text bietet den Wörtern völlig andere Bedingungen als der gesprochene Diskurs. Obwohl sie sich auf den Klang beziehen und keinen Sinn haben, es sei denn, sie können – tatsächlich oder imaginativ – zu Klang werden, oder präziser gesagt, zu den Phonemen, die sie kodieren, sind geschriebene Wörter dennoch vom Kontext des gesprochenen Wortes isoliert. Das natürliche, orale Wort ist Teil einer wirklichen, existentiellen Gegenwart. Eine Rede richtet eine wirkliche, lebende Person an eine andere oder mehrere lebende Personen, zu einer bestimmten Zeit, in wirklichen Lebensumständen, die stets mehr als nur Wörter umfassen. Gesprochene Wörter sind stets Teile einer komplexen Situation, die nicht nur verbal ist. Sie erscheinen niemals allein, niemals in einem Kontext, der nur aus Wörtern bestünde.

In einem Text jedoch stehen die Wörter alleine da. Dies gilt auch für den Verfasser des Textes, der schriftlichen Darbietung. Das Schreiben ist ein

solipsistischer Vorgang. Ich schreibe ein Buch, von dem ich hoffe, daß es Hunderttausende lesen werden, und aus diesem Grunde – muß ich mich von allen isolieren. Während ich das vorliegende Buch schrieb, hinterließ ich die Nachricht, ich sei für Stunden oder Tage nicht zu erreichen, so daß niemand, auch nicht diejenigen, die das Buch vielleicht lesen würden, meine Abgeschiedenheit stören konnten.

In einem Text fehlt selbst den vorhandenen Wörtern die volle phonetische Qualität. In oraler Rede muß ein Wort die eine oder die andere Bedeutung haben, den einen oder anderen Stimmfall – lebhaft, überrascht, ruhig, wütend, resigniert oder was immer. Es ist unmöglich, ein Wort auszusprechen, ohne es zu betonen. Die Interpunktion eines Textes kann die Betonung nur minimal bestimmen: Ein Fragezeichen oder ein Komma zum Beispiel empfiehlt im allgemeinen, die Stimme etwas zu heben. Es gibt auch extratextuelle Hinweise auf die Art der Betonung. Hochliterarisierten Kritikern stehen sie zur Verfügung, niemals allerdings vollständig. Schauspieler verwenden Stunden auf die Frage, wie die Wörter ihres Textes anzusprechen sind. Dieselbe Passage mag der eine Schauspieler als Ausruf, der andere als ein Flüstern interpretieren.

Nicht nur dem Leser, auch dem Schreibenden fehlt der extratextuelle Kontext. Es ist das Fehlen eines materiellen, sichtbaren Kontextes, das das Schreiben normaler Weise so viel erschöpfender macht als die orale Darbietung vor einem wirklichen Publikum. „Das Publikum des Schreibenden ist stets eine Fiktion“ (Ong 1977, S. 53–81). Der Schreibende muß eine Rolle erfinden, in der abwesende und oft unbekannte Leser sich wiederentdecken. Sogar wenn ich einem nahen Freund schreibe, muß ich mich in seine mögliche Stimmung hineindenken. Der Leser muß sich auch den Schreibenden vorstellen. Zum Zeitpunkt, an dem mein Freund meinen Brief liest, kann ich mich in einer völlig anderen Stimmung befinden als zu der Zeit, in der ich den Brief schrieb. Ja, ich könnte auch schon tot sein. Es spielt für die Übermittlung einer Botschaft durch einen Text keine Rolle, ob der Verfasser lebt, oder ob er tot ist. Die meisten heute erhältlichen Texte sind von Personen geschrieben, welche nicht mehr leben. Gesprochenes stammt stets vom Lebenden.

Sogar im persönlichen Tagebuch, das an mich selbst gerichtet ist, muß ich mir einen Adressaten vorstellen. Ja, das Tagebuch setzt in gewisser Weise die perfekteste Fiktion des Verfassers und des Adressaten voraus. Die Schrift ist stets auf eine Art die Nachahmung einer gesprochenen Rede, und in einem Tagebuch verhalte ich mich deswegen so, als spräche ich zu mir selbst. Tatsächlich spreche ich jedoch niemals in solcher Weise zu mir selbst. Ich könnte es auch nicht, gäbe es nicht das Schreiben und das Drucken. Das persönliche Tagebuch ist eine Spätform der Literalität, die bis zum 17. Jahrhundert wohl unbekannt war (Boerner 1969). Eine solche verbalisierte soli-

pistische Träumerei ist Produkt eines vom Drucken geprägten kulturellen Bewußtseins. Und für welches „Ich“ schreibe ich? Für das Ich von heute? Für mich selbst, wie ich in zehn Jahren sein werde? Wie ich zu sein hoffe? Für mich selbst, so wie ich mich sehe, oder wie ich hoffe, daß andere mich sehen? Solche Fragen verunsichern den Tagebuchschreiber und führen oft genug zum Abbruch seines Vorhabens. Er oder sie können nicht mehr mit ihrer Fiktion leben.

Die Art, wie man sich den Leser vorstellt, ist die vergessene Seite der Literaturgeschichte, deren Hauptinteresse die Geschichte der Genres, Charaktere und Handlungen war. Frühe Schriften halfen dem Leser sehr wirksam dabei, die vorgestellte Situation zu imaginieren. Man präsentierte etwa philosophische Erörterungen in Dialogform, zum Beispiel diejenigen von Platon Sokrates, dem der Leser zu lauschen glaubt. Oder Episoden werden so erzählt, als ob sie einem lebenden Publikum an aufeinanderfolgenden Tagen berichtet worden seien. Später, im Mittelalter, präsentierte Texte philosophische und theologische Abhandlungen in Frage und Antwort-Form, so daß der Leser sich einen wirklichen Disput vorstellen konnte. Boccaccio und Chaucer halfen dem Leser mit fiktionalen Gruppen von Männern und Frauen, welche einander Geschichten erzählten, mit einer „Rahmenhandlung“ also, so daß der Leser sich in die Zuhörerschaft versetzt fühlen konnte. Aber wer spricht zu wem in *Pride and Prejudice* (Roman von Jane Austen, erschienen 1813; dt.: *Stolz und Vorurteil*, d. Ü.) oder in *Le Rouge et le Noir* von Stendhal oder in *Adam Bede* (Roman von George Eliot, d. i. Mary Ann Evans, d. Ü.)? Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts intonieren immer wieder vorsichtig die Anrede „lieber Leser“, um sich daran zu erinnern, daß sie die Geschichte keineswegs erzählen, sondern aufschreiben, eine Geschichte, in der sich gleichermaßen Autor und Leser mühsam zurechtzufinden haben. Die Psychodynamik des Schreibens reift in der Erzählkunst nur langsam heran.

Und welche imaginäre Rolle soll der Leser in *Finnegans Wake* spielen? Er soll nur Leser sein. Aber ein Leser einer speziellen, wiederum fiktionalen Sorte. Die meisten Leser des Englischen können oder wollen sich nicht auf die speziellen Anforderungen einlassen, die Joyce an den Leser stellt. Einige belegen eigens zu dem Zweck Kurse an Universitäten, um zu erlernen, wie sie sich selbst *à la Joyce* zu fiktionalisieren haben. Obwohl Joyces Text in dem Sinne sehr oral ist, daß er sich gut laut lesen läßt, fügen sich die Stimme und ihre Zuhörer in keine vorstellbare Alltagssituation, sondern einzig in den imaginativen Rahmen von *Finnegans Wake*, den erst das Schreiben und Drucken vorstellbar gemacht haben. *Finnegans Wake* ist schriftlich, aber für den Druck komponiert: Es wäre geradezu unmöglich, das Werk mitsamt seiner hochspeziellen Rechtschreibung, seinen komplexen Sprachwendungen durch handschriftliche Kopien exakt zu vervielfältigen. Es gibt hier keine

aristotelische Mimesis, es sei denn im ironischen Sinn. Schreiben ist in der Tat die Pflanzschule der Ironie, je länger die Schreib- (und Druck-)geschichte währt, um so wichtiger wird die Rolle der Ironie (Ong 1971, S. 272–302).

Distanz, Präzision, Grapholekte und Großwörterbücher

Die Distanz, die durch das Schreiben entsteht, entwickelt eine neue Art von Präzision bei der Verbalisierung, indem sie diese vom reichen, aber oft chaotischen existentiellen Kontext der oralen Darbietung abrickt. Solche Darbietungen können durch ihre Wortgewalt und ihre gemeinschaftliche Weisheit überraschen, sei es als formularische Erzählungen, sei es — kurz und apophtegmatisch — als Sprichwörter. Weisheit jedoch entsteht aus einem totalen und relativ stabilen sozialen Zusammenhang. Oral organisiertes Sprechen und Denken taugt nicht für analytische Präzision.

Natürlich sind jede Sprache und jedes Denken in gewisser Weise analytisch: Sie brechen das dichte Kontinuum der Erfahrung, William James' „summandes, brummendes Durcheinander“, in mehr oder weniger vereinzelte, bedeutungstragende Segmente auseinander. Die geschriebenen Wörter schärfen jedoch das analytische Denken, weil den einzelnen Wörtern mehr abverlangt wird. Wenn man sich ohne Gesten, ohne Gesichtsausdruck, ohne Betonung und ohne einen wirklichen Zuhörer erklären will, muß man alle möglichen Verständnisweisen einkalkulieren, auf die das Gesagte bei jedem möglichen Leser in jeder möglichen Situation treffen könnte. Folglich hat die Sprache von sich aus so klar zu sein, daß sie auf den existentiellen Kontext verzichten kann. Die Notwendigkeit solcher feinsinnigen Bedenken macht das Schreiben zu der erschöpfenden Arbeit, die es gemeinhin ist.

Was Goody (1977, S. 128) „rückwärtsgewandtes Skandieren“ nennt, das ermöglicht beim Schreiben, Unschlüssigkeiten zu eliminieren (Goody 1977, S. 49–50), Wörter mit einer reflektierten Selektivität auszuwählen, die die Gedanken und Wörter mit neuer scharfsinniger Kraft ausstattet. In einer oralen Kultur tendieren der Wortfluß, die korrespondierende Gedankenflut, die *copia*, die die Rhetoriker von der klassischen Antike an durch die Renaissance hindurch verteidigten, dazu, Unstimmigkeiten glossierend zu überschönen. Die Etymologie verrät uns hier einiges: *Glossä* heißt Zunge, glossieren also heißt „mit der Zunge arbeiten“. Mit dem Aufkommen der Schrift können Wörter, die einmal „geäußert“, die auf die Schreibfläche gebracht wurden, eliminiert, ausstrahlt, ausgewechselt werden. Ähnliches kann es bei oralen Äußerungen nicht geben, ein gesprochenes Wort kann man nicht wegradieren: Korrekturen können eine verfehlte Wendung, einen Fehler nicht vergessen machen, sie ergänzen die Rede nur durch Dementis und Flickwerk. *Bricolage* oder das Zusammenbasteln, das Lévi-Strauss

(1966, 1970) als charakteristisch für „primitive“ oder „wilde“ Denkmuster ansieht, erweist sich hier als Resultat der oralen noetischen Situation, Korrekturen an einer oralen Äußerung sind nicht zweckdienlich, sie lassen vielmehr den Redner unglaubwürdig erscheinen. Man wird sie auf ein Minimum beschränken oder sie ganz vermeiden. Beim Schreiben dagegen können Korrekturen produktiv sein. Wie soll der Leser erkennen, daß überhaupt welche vorgenommen wurden?

Wenn natürlich erst einmal das chirographisch initiierte Gefühl für Präzision und analytische Exaktheit interiorisiert ist, kann es auf die Rede zurückwirken, und so geschieht es auch. Obwohl Platos Gedanken in die Dialogform gebettet sind, ist ihre außerordentliche Präzision den Auswirkungen des Schreibens auf die noetischen Prozesse geschuldet, denn die Dialoge sind tatsächlich geschriebene Texte. Der chirographisch hergestellte Text in Dialogform wirkt dialektisch auf die analytische Durchdringung der fraglichen Punkte zurück, die Sokrates und Plato in einer ‚totalisierenden‘, nicht-analytischen, erzählerischen oralen Form vorfanden.

In seinem Buch *The Greek Concept of Justice: From Its Shadow in Homer to Its Substance in Plato* (1978a) behandelt Havelock die Entwicklung, an deren Ende Platos Werk steht. Nichts mit Platos Bemühungen um einen abstrakten Begriff von Gerechtigkeit Vergleichbares ist in irgendeiner der uns bekannten rein oralen Kulturen vorzufinden. Ebenso sind die oft öden Effekthaschereien und das Zielen auf die Schwächen des Gegners, welche sich in Ciceros Reden finden, das Ergebnis eines literalisierten Denkens. Dies gilt, obwohl, wie wir wissen, Cicero die uns vorliegenden Texte niemals vor, sondern stets nach ihrer oralen Darbietung aufschrieb (Ong 1967b, S. 56–57). Die feinsinnige analytische Disputationslust, der man in mittelalterlichen Universitäten frönte und die bis in unser Jahrhundert hinein wissenschaftlicher Brauch blieb (Ong 1981, S. 137–138), war das Werk von Denkern, deren Verstand im Umgang mit geschriebenen Texten, durch Lesen und orales bzw. schriftliches Kommentieren von Texten, geübt worden war.

Indem es den Wissenden vom Wissen trennte (Havelock 1963), ermöglichte das Schreiben in wachsendem Maße, Introspektivität zu artikulieren. Wie niemals zuvor öffnete sich die menschliche Psyche nicht nur der äußeren objektiven Welt, sondern auch erneut dem inneren Selbst, dem sich die Außenwelt darbietet. Die Schrift ermöglichte das Entstehen der großen introspektiven Religionen, des Buddhismus, des Judentums, des Christentums, des Islam. Sie alle besitzen sakrale Texte. Die alten Griechen und Römer besaßen eine Schrift, die, vor allem von den Griechen, benutzt wurde, um philosophische und wissenschaftliche Kenntnisse anzuhäufen. Aber sie entwickelten keine sakralen Texte, welche den Weden, der Bibel oder dem Koran vergleichbar wären. Ihre Religion unterließ es, sich in den Tiefen der Psy-

che einzunisten, die ihnen das Schreiben hätte öffnen können. Nur als archaische literarische Quellen wurde sie für Schriftsteller wie Ovid wichtig, auch als Rahmen für ihre säkularen Betrachtungen, denen jedoch jede dringliche persönliche Bedeutung fehlte.

Das Schreiben entwickelt innerhalb einer Sprache spezielle Codes, die sich von den oralen Codes derselben Sprache unterscheiden. Basil Bernstein (1974, S. 134–135, 176, 181, 197–198) unterscheidet zwischen dem „restricted code“, der Alltagsprache der englischen Unterklassen einerseits und dem „elaborated code“, der ausgefeilten Sprache der Mittel- und Oberklassen andererseits. Walt Wolfram (1972) unterschied schon früher in ähnlicher Weise zwischen dem Englisch der amerikanischen Schwarzen und dem amerikanischen Standard-Englisch. Der „restricted code“ mag mindestens genauso ausdrucksstark und präzise sein wie der „elaborated code“, und zwar in Zusammenhängen, die geläufig sind, mit denen Sprecher wie Hörer gleichermaßen vertraut sind. Um jedoch das Ungekannte ausdrucksstark und genau mitzuteilen, ist ein elaborierter linguistischer Kode unverzichtbar. Offensichtlich ist der restringierte linguistische Kode nach Herkunft und Zusammenhang weitgehend oral. Ebenso wie das orale Denken und der orale Ausdruck funktioniert er innerhalb eines Kontextes, der menschlichen Lebenswelt. Die Gruppe, anhand derer Bernstein diesen Kode untersuchte, bestand aus Botenjungen ohne abgeschlossene Grundschule. Ihre Ausdrucksweise war formelhaft und fügte die Gedanken nicht sorgfältig subordinativ zusammen, sondern „wie Perlen auf einem Rahmen“ (1974, S. 134) – deutlich also in der formularischen und aggregativen Art der oralen Kulturen. Der elaborierte Kode entsteht mit der notwendigen Hilfe des Schreibens und, in seiner vollen Entwicklung, des Druckens. Die Gruppe, die Bernstein untersuchte, stammte von sechs bekannten Schulen, die, was die Qualität ihres Sprachunterrichtes anbelangt, für die besten Großbritanniens gelten (1974, S. 83). Bernsteins „restricted“ und „elaborated“ Codes könnten ebensogut „oral-begründet“ und „textbegründet“ heißen. Olson (1977) zeigte auf, daß Oraltät Bedeutung hauptsächlich durch Bezug auf den Kontext findet, wohingegen die Schrift die Bedeutung in die Sprache selbst hineinlegt.

Das Schreiben und das Drucken entwickeln spezielle Arten von Dialekten. Die meisten Sprachen haben sich, wie wir zeigten (S. 15), nie zur Schrift in irgendeiner Form entwickelt. Aber gewisse Sprachen, besser Dialekte, statten sich gezielt mit der Schriftform aus. Oft geschah es, wie in England, Deutschland oder Italien, wo es viele Dialekte gab, daß ein regionaler Dialekt sich aus ökonomischen, politischen, religiösen oder anderen Gründen chirographisch über die anderen hinaus und schließlich zur Nationalsprache entwickelte. In England gilt dies für den Londoner Oberklassendialekt, in Deutschland für das Hochdeutsche, in Italien für das Toskanische. Wenn es auch stimmt, daß diese Sprachen ursprünglich regionale und/

oder Klassendialekte waren, unterschied sie doch später ihr Status als chirographisch kontrollierte Landessprachen wesentlich von den nicht-geschriebenen Dialekten oder Sprachen. Wie Guxman herausstellte (1970, S. 773–776), mußte sich eine geschriebene Nationalsprache von ihrem originären Dialekt isolieren, gewisse Dialektformen loswerden, neues Vokabular in sich aufnehmen, das nicht aus dialektalen Quellen stammte. Sie war schließlich gezwungen, bestimmte syntaktische Besonderheiten zu entwickeln. Diese Art von etablierter geschriebener Sprache hat Haugen (1966, S. 50–71) treffend ein „Grapholekt“ genannt.

Ein modernes Grapholekt wie etwa das „Englische“ – um den einfachen Ausdruck für dieses Grapholekt zu gebrauchen – ist das Produkt einer vielhundertjährigen Entwicklung. Zuerst und sehr intensiv scheint die Regentenschaft Heinrichs V. (Richardson 1980) die Entwicklung des Englischen befördert zu haben. Später übernahmen dies konzeptive Theoretiker, Grammatiker, Lexikographen und andere. Die Sprache ist schriftlich, drucktechnisch und heute mit Hilfe von Computern umfassend aufgezeichnet worden, so daß die Sprachbeflissenen von heute leicht nicht nur mit Millionen anderer Personen, sondern auch mit der Gedankenwelt von vergangenen Jahrhunderten Kontakt pflegen können. Es hilft ihnen dabei die Tatsache, daß die anderen englischen Dialekte sowie Tausende von fremden Sprachen im geläufigen Grapholekt erklärt sind. In diesem Sinne enthält das Grapholekt alle anderen Dialekte: Es erklärt sie so, wie sie selbst sich nicht erklären können. Das Grapholekt trägt die Spuren der Millionen von Geistern, die es benutzten, um ihre Gedanken anderen mitzuteilen. Es enthält einen Vorrat an Vokabeln in einer Größenordnung, die einem oralen Sprecher verschlossen bleibt. Im Vorwort von *Webster's Third New International Dictionary* (1971) heißt es, man hätte „viele Male“ mehr Wörter verzeichnen können als die 450 000 Vokabeln, die tatsächlich erläutert sind. Nehmen wir an, daß „viele Male“ mindestens dreimal meint, und runden wir daraufhin die gewonnene Zahl ab, dann können wir annehmen, daß die Herausgeber etwa 1,5 Millionen Wörter zur Hand hatten, die im gedruckten Englisch existieren. Orale Sprachen und orale Dialekte kommen hingegen mit vielleicht 5000 Wörtern oder weniger aus.

Der lexikalische Reichtum der Grapholekte beginnt mit dem Schreiben, er entwickelt sich jedoch mit dem Drucken zur vollen Blüte. Die Ressourcen eines modernen Grapholektes sind weitgehend in Wörterbüchern enthalten. Es sind begrenzte Wortverzeichnisse verschiedener Art, sie existierten bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt in der Geschichte des Schreibens (Goody 1977, S. 74–111). Ehe jedoch der Buchdruck wirklich verbreitet war, gab es keine Wörterbücher, die allgemeine und umfassende Auflistungen der gebräuchlichen Wörter einer Sprache bereitstellten. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Man möge versuchen, auch nur ein Dutzend einigermaßen

genaue handschriftliche Kopien von *Webster's Third* oder von dem viel schmaleren *Webster's New Collegiate Dictionary* herzustellen! Wörterbücher wie diese sind Lichtjahre von jeder oralen Kultur entfernt. Nichts zeigt so schlagend, wie Schreiben und Buchdruck das Bewußtsein verändern.

Wo Grapholekte existieren, werden „korrekte“ Grammatik und „korrekter“ Sprachstil im ausschließenden Vergleich zu anderen Dialekten normiert. Das Sensorium für ein solches Ordnungsprinzip ist weitgehend visuell (Ong 1967b, S. 108, 136–137), und die Tatsache, daß das Grapholekt niedergeschrieben oder *a fortiori* gedruckt ist, verleiht ihm eine besondere normative Beständigkeit gegenüber Sprachabweichungen. Andere Dialekte einer Sprache, wenn sie von der Grammatik des Grapholektes abweichen, sind nicht ungrammatisch: Sie benutzen lediglich eine andere Grammatik, denn Sprache ist eine Struktur und kann folglich ohne Grammatik gar nicht existieren. Angesichts dieser Tatsache bewerten Linguisten heutzutage alle Dialekte in dem Sinne gleich, daß sie keinem eine „korrektere“ Grammatik als den anderen zubilligen. Hirsch (1977, S. 43–50) gibt allerdings die unvergleichlichen Ressourcen eines Grapholektes zu bedenken, für die kein anderes Dialekt, etwa im Deutschen, Englischen oder Italienischen, Ersatz bieten kann. Es wäre deswegen eine bedenkliche Auffassung von Pädagogik, wegen der prinzipiellen Gleichwertigkeit aller Dialekte einem profunden Erwerb des Grapholektes gegenüber Gleichgültigkeit zu zeigen.

Interaktionen: Rhetorik und die „Orte“

Zwei Hauptentwicklungen in der westlichen Welt rühren von der Interaktion zwischen Schreiben und Oralität her und beeinflussen diese auch rückwirkend: die akademische Rhetorik und das Schulleitein.

In Band III der *Oxford History of English Literature* bemerkt C. S. Lewis, daß „Rhetorik die größte Barriere zwischen uns und unseren Vorfahren ist“ (1954, S. 60). Lewis achtet die Größe des Problems, da er es trotz der überwältigenden Bedeutung für die Kultur aller Zeiten mindestens bis hin zur Romantik (Ong 1971, S. 1–22, 255–283) nicht behandeln will. Schon im alten griechischen Erziehungswesen, fortan in allen westlichen Kulturen bis zur Romantik, stand das Studium der Rhetorik an zentraler Stelle. Das Studium der Philosophie, die durch Sokrates, Plato und Aristoteles re-präsentiert wurde, war trotz seiner fruchtbringenden Auswirkungen auf die Nachwelt weder, was die Zahl der Praktizierenden noch, was die unmittelbaren sozialen Auswirkungen betrifft, mit der Rhetorik vergleichbar (Marrou 1956, S. 194–205). Sokrates' schweres Schicksal zeigt dies.

Zu Beginn war die Rhetorik die Kunst der öffentlichen Rede, der oralen

Anrede. Sie diente der Überzeugung (forensische oder deliberative Rhetorik) oder der Darlegung (epideiktische Rhetorik). Das griechische *rhētor* stammt von der gleichen Wurzel wie das lateinische *orator* und bedeutet „öffentlicher Redner“. Folgt man den Überlegungen Havelocks (1963), ist es wahrscheinlich, daß die rhetorische Tradition zutiefst in der alten oralen Welt, die philosophische Tradition hingegen in den neuen chirographischen Denkstrukturen gründet. Wie schon Plato, kehrt sich auch C.S. Lewis in unklarer Weise von der alten Welt ab. Jahrhundertlang, bis hin zur Romantik (als sich die Rhetorik in entscheidender Weise von der oralen ab und der schriftlichen Äußerung zuwandte), ist die explizite oder implizite Bindung an das formale Studium, an die formale Praxis der Rhetorik ein Gradmesser für die residuale primäre Oralität einer Kultur (Ong 1971, S. 23–103).

Wie orale Völker allgemein, praktizierten die homerischen und vorhomerischen Griechen die öffentliche Rede mit großem Geschick, schon lange bevor dies Geschick zur „Kunst“, das heißt zu einem Corpus folgerichtig organisierter wissenschaftlicher Prinzipien erklärt wurde, das die Methoden verbaler Überzeugungskunst erläutert und propagiert. Solch eine „Kunst“ präsentiert sich in Aristoteles' *Rhetorik* (*technē rhētorikē*). Wie gezeigt wurde, können orale Kulturen „Künste“ wissenschaftlich organisierter Art nicht kennen. Niemand konnte oder kann aus dem Strehgreif eine Abhandlung wie die aristotelische *Rhetorik* so rezitieren, wie es in einer oralen Kultur notwendig wäre, wollte man diese Art von Wissen verbreiten. Längere orale Darbietungen folgen eher agglomerativen, weniger analytischen Mustern. Die „Kunst“ der Rhetorik, obwohl sie orale Rede zum Gegenstand hat, war, wie andere „Künste“, ein Produkt des Schreibens.

Die ungeheure Menge rhetorischer Literatur der Vergangenheit, von der klassischen Antike durch das Mittelalter und die Renaissance bis hin zu Aufklärung (vgl. z. B. Kennedy 1980; Murphy 1974; Howell 1956, 1971), das universale und obsessive Interesse an diesem Thema sowie der Zeitaufwand, der dem Studium der Rhetorik gewidmet wurde, erstaunen einen Menschen aus einer hochtechnisierten Kultur. Eine umfangreiche und feinziselierte Terminologie wurde entwickelt, die Hunderte von Redefiguren des Griechischen und Lateinischen klassifiziert – *antimomasia* oder *pronomnatio*, *paradiastole* oder *distinctio*, *anti-categoria* oder *accusatio concertativa*, usw. – (Lanham 1968; Sonnino 1968). Man wird sagen: „Was für eine Zeiterverschwendung!“ Für ihre Entdecker oder Erfinder jedoch, die Sophisten des fünften Jahrhunderts v. Chr., war die Rhetorik eine wunderbare Sache. Sie lieferte eine Grundlage für das, was ihren Herzen am nächsten war, wirksame und oft show-mäßige orale Vorführungen, etwas, was schon lange einen festen Platz im menschlichen Leben hatte, das aber vor der Erfindung des Schreibens niemals so systematisch hatte vor- und nachbereitet werden können.

Rhetorik bewahrt das alte orale Gefühl davon, daß Denken und Ausdruck grundsätzlich kämpferisch und formularisch sind. Die rhetorische Lehre von den „Orten“ (Ong 1976b, S. 56–87; 1971, S. 147–187; Howell 1956, Index) zeigt dies deutlich. Das kämpferische Erbe der Rhetorik läßt ihre Lehrer glauben, es sei das Ziel mehr oder weniger aller Diskurse, einen Standpunkt zu bejahen oder ihn zu widerlegen, gegen Widerstände vorzugehen. Die Entwicklung eines Themas stellte man sich als einen Vorgang des „Erfindens“ vor, das heißt, es waren aus einem Vorrat an Argumenten, den andere angelegt hatten, genau diejenigen Argumente herauszusuchen, die im jeweiligen Fall die passenden waren. Solche Argumente sollten an „Orten“ (im Griechischen *topoi*, im Lateinischen *loci*) angesiedelt werden und wurden hierauf oft die *loci communes* oder Gemeinplätze genannt, wenn sie für tauglich galten, geläufige Argumente für alle möglichen Themen zu liefern.

Zumindest seit der Zeit Quintilians wurde der Begriff *loci communes* in zweifacher Weise verstanden. Zunächst bezog er sich auf den „Sitz“ der Argumente, darauf, was wir heute als Zwischenüberschriften begreifen würden, wie etwa Definition, Grund, Auswirkung, Gegenargumente, ähnliche Fälle, usw. (die Zusammenstellungen variierten von Autor zu Autor beträchtlich). Wollte man jemandem etwas nachweisen – wir sollten einfachshalber sagen, wollte man einen Gedankengang entwickeln –, z. B. die Loyalität aufzeigen, die Verworfenheit, die Schuld eines Angeklagten oder Freundschaft beweisen, Krieg erklären oder was auch immer, konnte man stets etwas sagen, indem man Definitionen anführte und nach Gründen, Folgen, Gegen Gründen usw. suchte. Diese Ordnungspunkte können als „analytische Gemeinplätze“ bezeichnet werden. Zweitens verstehen sich die *loci communes* oder Gemeinplätze als Sammlungen von Sprichwörtern (letztlich also von Formeln), verschiedene Topoi betreffend – wie z. B. Loyalität, moralischer Verfall, Freundschaft oder was auch immer –, welche man in die Rede oder Schrift einbauen konnte. So aufgefaßt, können die *loci communes* auch als „kumulative Gemeinplätze“ gelten. Sowohl die „analytischen“ als auch die „kumulativen“ Gemeinplätze, dies ist deutlich, hielten den alten oralen Glauben am Leben, daß Gedanke und Ausdruck sich aus formularischen oder anders fixiertem Material zu bilden hätten, das von der Vergangenheit übernommen worden war. Dies soll nicht die gesamte komplexe Doktrin erklären, die selbst ein integraler Bestandteil der umfassenden Kunst der Rhetorik war.

Die Rhetorik ist natürlich wesentlich antithetisch (Durand 1960, S. 451–453–459), weil der Redner sich an einen zumindest imaginierten Gegner richtet. Die Redekunst hat tiefe Wurzeln im Kriegerischen (Ong 1967b, S. 192–222, 1981, S. 119–148). Die Entwicklung einer umfassenden rhetorischen Tradition war für die westliche Welt bezeichnend und, ob sie

nun Ursache, Wirkung oder beides war, der Neigung der Griechen und ihrer kulturellen Epigonen verwandt, Gegensätze sowohl in der mentalen, als auch in der äußeren Welt zuzuspitzen: ganz anders als bei den Indianern und Chinesen, die programmatisch Gegensätze zu minimalisieren versuchten (Lloyd 1966; Oliver 1971).

Von der griechischen Antike an rief die Dominanz der Rhetorik innerhalb der akademischen Welt überall in literalisierten Kulturen den Eindruck hervor, die Redekunst sei schlechthin das Paradigma jeder verbalen Außenwelt. Dies führte zu einem nach heutigem Maßstab ausgesprochen kämpferischen Diskussionsstil. Die Dichtkunst war oft mit epideiktischer Redekunst verflochten. Man nahm an, sie befasse sich vor allem mit Lob und Tadel (wie dies tatsächlich bis zum heutigen Tag für einen Großteil der oralen, aber auch der geschriebenen Dichtung gilt).⁵

Bis ins 19. Jahrhundert hinein waren überall im Westen die meisten literarischen Stilrichtungen in irgendeiner Weise durch die akademische Rhetorik geprägt. Es gab allerdings eine bemerkenswerte Ausnahme: den literarischen Stil weiblicher Autoren. Kaum eine der ab 1600 in recht großer Zahl publizierten Autorinnen hatte eine literarische Ausbildung hinter sich. Im Mittelalter und auch später wurden Mädchen oft in intensiver Weise auf ihre Rolle als Leiterin des Haushaltes erzogen, der in manchen Fällen 50 oder 80 Personen umfaßte, also ein regelrechter Betrieb war (Markham 1675, Titel). Allerdings bezogen die Frauen diese Bildung nicht in akademischen Institutionen, die Rhetorik und alle anderen Fächer in lateinischer Sprache lehrten. Die schulische Ausbildung, der im Verlauf des 17. Jahrhunderts die Mädchen nach und nach teilhaftig wurden, orientierte sich nicht in erster Linie an den lateinischen, sondern an den neuen muttersprachlichen Schulen. Diese waren aufs Praktische ausgerichtet, auf den Handel und auf die Haushaltsführung, wohingegen die älteren Schulen vor allem diejenigen ausgebildet hatten, die Geistliche, Rechtsanwälte, Ärzte, Diplomaten und andere öffentliche Bedienstete werden wollten. Die weiblichen Autoren waren zweifellos von Werken beeinflusst, die der lateinischen akademischen rhetorischen Tradition entstammten. Sie selbst aber drückten sich im allgemeinen in anderer Weise aus, in einem neuen, weniger oratorischen Ton, der in starkem Maße mit der Entstehung des Romans zusammenhängt.

Wechselwirkungen: Erlernte Sprachen

Die zweite wichtige Entwicklung im Westen, ebenfalls auf die Wechselwirkung von Schreiben und Oralität zurückzuführen, war das Schullatein. Es war dies ein unmittelbares Resultat des Schreibens. Zwischen 550 und 700 n. Chr. hatte sich das in verschiedenen Teilen Europas muttersprachlich ge-

sprochene Latein in frühe Formen des Italienischen, Spanischen, Katalanischen, Französischen und anderer romanischen Sprachen verwandelt. Etwa um 700 n. Chr. konnten die Sprecher dieser Abkömmlinge des Lateinischen das alte schriftliche Latein nicht mehr verstehen, das ihren Urgroßeltern vielleicht noch bekannt gewesen war. Ihre gesprochene Sprache hatte sich von ihren Ursprüngen allzu weit entfernt. Das Unterrichtswesen, mit ihm der Großteil des öffentlichen Diskurses in Kirche und Staat, beharrte auf dem Lateinischen, zu dem es keine Alternative gab. Europa bot ein Gewirr aus Hunderten von Sprachen und Dialekten, wobei die meisten bis zu diesem Zeitpunkt niemals aufgeschrieben worden waren. Stämme, die zahllose germanische und slawische, ja noch exotischere Dialekte sprachen, nicht indogermanische Sprachen wie Magyarisch, Finnisch und Türkisch, drangen nach Westeuropa vor. Es gab keine Möglichkeit, die literarischen, wissenschaftlichen, philosophischen, medizinischen oder theologischen Werke, die in Schulen und Universitäten verwandt wurden, in die mannigfaltigen oralen Muttersprachen zu übersetzen, die oftmals innerhalb von fünfzig Meilen verschiedene, einander unverständliche Formen annahmen. Ehe nicht aus ökonomischen oder anderen Gründen der eine oder andere Dialekt dominant genug war, um auch in anderen Sprachregionen anerkannt zu werden (wie das Hochdeutsche oder der East Midland Dialect in England), bestand die einzig praktikable Möglichkeit im Erlernen des Lateinischen. Sie eröffnete sich allerdings nur der kleinen Zahl männlicher Jugendlichen, die eine Schule besuchten.

Somit wurde aus der einstigen Muttersprache Latein eine Schulsprache, die nicht nur im Klassenraum, sondern prinzipiell im gesamten Schulgebäude gesprochen wurde. Als schulische Pflichtsprache war das Latein zum Schullatein geworden, eine vollkommen vom Schreiben beherrschte Sprache, wohingegen die neuen romanischen Muttersprachen, wie alle Sprachen vorher, in oraler Weise aus dem *gesprochenen* Latein hervorgegangen waren. Das Latein war von einer klangbestimmten zu einer visuell bestimmten Sprache geworden.

Aufgrund seiner Basis im – von wenigen Ausnahmen abgesehen – männlich bestimmten akademischen Betrieb hatte das Schullatein neben seiner klassischen Herkunft noch einen anderen Wesenszug mit der Rhetorik gemein. Über tausend Jahre lang war es geschlechtsspezifisch gebunden gewesen, eine ausschließlich von Männern geschriebene und gesprochene Sprache, welche außerhalb des Hauses in einer Männergemeinschaft erlernt wurde, die im wesentlichen den Rahmen für einen männlichen Initiationsritus bildete, einschließlich physischer Bestrafungen und anderer vorsätzlicher Quälereien (Ong 1971, S. 113–141; 1981, S. 119–149). Es hatte, anders als die in der Kindheit erlernten Muttersprachen, keinen direkten Bezug zum Unterbewußtsein.

Schullatein bezog sich jedoch in paradoxer Weise auf Oralität und Literalität zugleich. Einerseits, wir sagten es schon, war es eine chirographisch beherrschte Sprache. Jeder der Millionen von Menschen, die es während der folgenden 1400 Jahre sprechen würde, vermochte es auch zu schreiben. Es gab keine rein oralen Sprecher. Die chirographische Dominanz über das Schullatein schloß jedoch dessen Allianz mit der Oralität keineswegs aus. Paradoxerweise nämlich sorgte seine Textualität, weil sie nämlich das Lateinische in der klassischen Antike verwurzelte, zugleich für seine Verwurzelung in der Oralität. Das klassische Erziehungsideal war nämlich nicht die Herausbildung des effektiven Schreibers, sondern des *rhētors*, des *orators*, des öffentlichen Redners. Die Grammatik des Schullateins stammte aus dieser alten oralen Welt. Dies gilt ebenfalls für sein Vokabular, obwohl es, wie alle noch gebräuchlichen Sprachen, über die Jahrhunderte Tausende von neuen Wörtern in sich aufnahm.

Ohne Verbindung zur einstigen Kindersprache, abgetrennt vom Leben der Kindheit, in dem Sprache ihre tiefsten psychologischen Wurzeln hat, ist das Schullatein für keinen seiner Benutzer die erste Sprache. Es wurde überall in Europa in oft vollkommen verschiedener Weise ausgesprochen; geschrieben wurde es stets gleich. Es stellt somit ein schlagendes Beispiel dar für die Kraft des Schreibens, einen Diskurs zu isolieren, und für die unvergleichliche Produktivität solcher Isolation. Wie wir früher schon sahen, dient das Schreiben zur Trennung des Wissenden vom Wissen und damit zur Etablierung von Objektivität. Wir haben die These aufgestellt (Ong 1977, S. 24–29), daß das Schullatein größere Objektivität entwickelt, indem es Wissen in einem Medium installiert, welches von den emotionsgeladenen Tiefen der Muttersprache isoliert ist. Es verhindert so störende Einflüsse aus der praktischen Lebenswelt und ermöglicht die ausgetüftelte abstrakte Welt der mittelalterlichen Scholastik und der mathematischen modernen Wissenschaft, die auf die scholastische Erfahrung folgte. Es scheint, ohne Schullatein wäre die moderne Wissenschaft erheblich größeren Schwierigkeiten begegnet, falls sie überhaupt hätte begründet werden können. Sie hat lateinische Wurzeln, denn zur Zeit Isaac Newtons schrieben und lasen Philosophen und Wissenschaftler im allgemeinen lateinisch und vollbrachten ihre abstrakte Denkarbeit in dieser Sprache.

Die Wechselwirkung zwischen einer chirographisch beherrschten Sprache wie dem Schullatein und den verschiedenen Muttersprachen ist weit davon entfernt, wirklich begriffen zu sein. Es ist nicht möglich, eine Sprache wie das Schullatein einfach in eine Muttersprache zu „übersetzen“. Übersetzung bedeutet Transformation. Das Spannungsgefüge von Schullatein und Muttersprachen brachte alle möglichen Resultate hervor. Bäuml (1980, S. 264) wies auf die Ergebnisse des Versuches hin, Metaphern vom

bewußt metaphorischen Latein in weniger metaphorische Muttersprachen zu übertragen.

Während dieser Periode entwickelten sich in Europa und Asien dort, wo bedeutende literalisierte Völker ein gemeinsames intellektuelles Erbe bewahren wollten, andere chirographisch beherrschte, geschlechtsspezifische Männersprachen. Fast gleichzeitig mit dem Schullatein entstanden das rabbinische Hebräisch, das klassische Arabisch, das Sanskrit, das klassische Chinesische und mit dem byzantinischen Griechisch eine sechste, weniger verschulte Sprache, denn das muttersprachliche Griechisch behielt engen Kontakt mit ihm (Ong 1977, S. 28–34). Alle diese Sprachen waren als Muttersprachen außer Gebrauch (was im wörtlichen Sinn bedeutet, sie wurden von den Müttern nicht mehr für die Kindererziehung benutzt). Sie waren niemals für irgend jemanden die erste Sprache, und sie wurden ausschließlich durch die Schrift kontrolliert, sie wurden nur von Männern gesprochen (mit vernachlässigbaren Ausnahmen, es gab hiervon allerdings besonders viele im klassischen Chinesisch), und sie wurden nur von denjenigen gesprochen, die sie schreiben konnten und die sie mittels des Schreibens gelernt hatten. Es gibt solche Sprachen nicht mehr, und ihre frühere Kraft ist heutzutage schwerlich vorstellbar. Alle Sprachen, die gegenwärtig im gelehrten Diskurs Anwendung finden, sind auch Muttersprachen (oder, wie es für das Arabische gilt, sie gleichen die Muttersprachen immer mehr der eigenen Form an). Nichts zeigt so überzeugend wie dieses Verschwinden der chirographisch kontrollierten Sprache, wie sehr das Schreiben heutzutage sein ehemaliges Machtmonopol, wenn auch nicht seine Bedeutung, eingebüßt hat.

Die Zähigkeit der Oralität

Wie das paradoxe Verhältnis von Oralität und Literalität in der Rhetorik und im Schullatein nahelegt, vollzog sich der Übergang von der Oralität zur Literalität zögerlich (Ong 1967b, S. 53–87; 1971, S. 23–48). Im Mittelalter betraf man sich wesentlich stärker auf Texte als im alten Griechenland und im alten Rom. Man hielt universitäre Vorlesungen über Texte. Das Wissen und die intellektuelle Standfestigkeit wurden niemals schriftlich überprüft, sondern stets durch einen oralen Disput. Dieser Brauch überlebte in abgeschwächter Form bis ins 19. Jahrhundert, ja er führt noch heute als Verteidigung einer Doktorarbeit ein allerdings kümmerliches Leben. Obwohl der Humanismus der Renaissance die moderne textuelle Wissenschaft begründete und die Entwicklung des Buchdruckes beförderte, verwies er doch gleichzeitig auch zurück auf die Antike und verlieh somit der Oralität neues Leben. Das Englisch während der Tudor-Periode (Ong 1971, S. 23–47) und auch dasjenige späterer Zeiten enthielt gewichtige orale Überbleibsel,

was seinen Gebrauch von Epitheta, der Ausgewogenheit von These und Antithese, von formularischen Strukturen und das Einfügen von Gemeinplätzen anbelangt. Das gleiche gilt für alle westlich-europäischen Sprachen.

In der westlichen klassischen Antike galt es als selbstverständlich, daß ein geschriebener Text von Wert im Hinblick auf ein lautes Vorlesen verfaßt sein mußte. Der Brauch, Texte vorzulesen, hielt, natürlich mit vielen Änderungen, noch während des 19. Jahrhunderts an (Balogh 1926) und beeinflusste den literarischen Stil von der Antike bis in unsere jüngste Zeit (Balogh 1926; Crosby 1936; Nelson 1976–77; Ahern 1982). Da man sich offenbar nach der alten Oralität zurücksehnte, entwickelte man im 19. Jahrhundert eine ehrgeizige Vortragskunst. Man versuchte die Wiederbelebung des Gedruckten, indem man große Kunstfertigkeit darauf verwandte, die Texte wörtlich zu memorieren und vorzutragen wie spontan entstandene Produktionen (Howell 1971, S. 144–256). Dickens las aus seinen Romanen vor, auf dem Rednerpult stehend. Die berühmten *McGuffey's Readers*, die in den USA zwischen 1836 und 1920 in mehr als 120 Millionen Exemplaren Verbreitung fanden, waren als Hilfsbüchlein gedacht, und zwar nicht, um das Leben in unserem Sinne zu verbessern, sondern um das orale, deklamierende Reden zu befördern. Die *McGuffey's* waren auf gut vortragbare Passagen spezialisiert, auf solche, in denen man von großen Helden (‘gewichtigen’ oralen Charakteren) sprach. Endlos übten sie die Aussprache ein und wiesen Atemtechniken an (Lynn 1973, S. 16, 20).

Auch die Rhetorik schritt langsam, aber unaufhaltsam von der oralen zur chitographischen Welt fort. Schon in der klassischen Antike waren die verbalen Fertigkeiten, die die Rhetorik lehrte, nicht nur für den oratorischen, sondern auch für den schriftlichen Gebrauch gedacht. Bis zum 16. Jahrhundert sparten die rhetorischen Lehrbücher im allgemeinen den vierten der traditionellen fünf Teile der Rhetorik (*inventio*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria*, *pronuntio*) deswegen aus, weil er auf das Schreiben nicht anwendbar war. Auch die Bedeutung des letzten Teiles, des Vortrages, wurde reduziert. Diese Änderungen wurden entweder mit dubiosen Erklärungen gerechtfertigt oder ganz ohne Angabe von Gründen festgelegt. Heutige Curricula, die die Rhetorik enthalten, verstehen darunter meist einfach das Studium des effektiven Schreibens. Niemals aber hat jemand in programmatischer Weise diese Veränderung des Rhetorik-Verständnisses begündet: Die „Kunst“ folgte einfach dem Drang des Bewußtseins weg von oraler, hin zu schriftgemäßer Organisation. Ehe noch bemerkt wurde, was geschah, war diese Entwicklung schon abgeschlossen, und die Rhetorik war nicht länger die alles beherrschende Macht, die sie einst gewesen war. Erziehung konnte nicht mehr als primär-rhetorische Erziehung beschrieben werden. Eine wesentlich nicht-rhetorische, am Buch orientierte, für das Geschäftsleben oder den Haushalt erüchtigende Erziehung entwichs Stück für Stück der traditionellen oral begründeten

ten, heroischen und kämpferischen Erziehung, die in der Vergangenheit die jungen Männer auf den öffentlichen Dienst im kirchlichen oder politischen Bereich vorbereitet hatte. Je mehr die Rhetorik und das Latein verschwand, desto stärker gelang es den Frauen, in den akademischen Bereich vorzudringen, der zugleich immer mehr auf das Wirtschaftsleben hin zugeschnitten wurde (Ong 1967b, S. 241–255).

Karl-Heinz Göttert/ Oliver Jungen: „System der Stilistik“.

3 System der Stilistik

In: Dies.: *Einführung in die Stilistik*, München 2004

Wer das Kapitel zur Geschichte der Stilistik durchgearbeitet hat, weiß: *Das* System gibt es nicht. Die Stilistik war immer in Bewegung, hat immer neue Einteilungen, Gesichtspunkte, Definitionen hervorgebracht. Von einem *System* zu sprechen, verdeckt also etwas Wesentliches, hat etwas Künstliches, entscheidet sich immer auch gegen Anderes, dem gleiches Recht zusteht. Wenn fast jede Stilistik trotzdem ein solches System behandelt, hat dies in erster Linie didaktische Gründe. Für einen Einstieg ist es schlicht zu anstrengend, mit der historischen Fülle im Ganzen zu jonglieren (was übrigens auch Fachleute überfordern dürfte). Ein System soll die Leitlinien aufzeigen, das Gerüst hervorretten lassen, einen ersten Durchblick vermitteln. Dabei werden diejenigen Gesichtspunkte angesprochen, die sich im historischen Fluss als besonders stabil erwiesen haben.

Und man kann es ruhig auch einmal anders herum betrachten: Die Stilistik ist bei allen Abwandlungen auch ein erstaunlich festes Gebilde. Über die Metapher hat schon Aristoteles geschrieben, Umberto Eco behandelt die Definition ausführlich in seinem Roman *Die Insel des vorigen Tages* (wovon noch die Rede ist). Und wenn moderne Metaphertheorien (zu Recht) Aristoteles kritisieren, kann doch keine Rede davon sein, dass man den Begriff der Metapher fallen lassen müsste. Ähnliches gilt für die Haupteinteilungsgesichtspunkte, die im Folgenden zugrunde gelegt werden. Sprachrichtigkeit, Klarheit, Schmuck, Angemessenheit, Stilgattungen bzw. Stilhöhen sind und bleiben die Grundlagen jeder stilistischen Beobachtung. Wer ohne jede historische Kenntnis den Versuch machen würde, sich stilistische Gesichtspunkte ausdenken, würde (wenn er sehr gut ist) auf die traditionellen kommen.

3.1 Sprachrichtigkeit

Sprachrichtigkeit meint Korrektheit im sprachlichen Ausdruck. Dafür ist eigentlich nicht die Stilistik zuständig, sondern die Grammatik. Die Sprachrichtigkeit bildet so gesehen den Übergang von der Grammatik zur Stilistik. Wer grammatisch perfekt ist, kann sich in der Stilistik um ‚Höheres‘ kümmern.